

Hans Schwarz

Ritt
durch Frankreich

Mit 16 Bildtafeln im Anhang

Im Original 1934 by Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich

Nichtkommerzielle Neuauflage 2009

im Eigenverlag Ignaz Schmucki, CH-3600 Thun

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

An Elvira Lucia

Jura

Drei Stunden vor dem ersten Hahnenschrei machen wir uns bereit, „Arbalète“ erhält eine doppelte Ration Hafer vorgeschüttet und scheint guter Dinge, zumal ihr noch nicht die eisige Bise um die Nüstern pfeift. Ein fahler Mondschein rückt das Komturenschloß zu Köniz in ungewisse Fernen, wie wir nach kurzem Abschied in die Dunkelheit des Waldes traben. Wir spähen nach den Rehen, die oft durch diese Büsche wechseln. Umsonst zu dieser frühen Stunde.

Über Bümpliz und das Brunnengut des Generals Lentulus hinunter auf die große Straße, die spiegelglatt sich in Nebel und Unendlichkeit zu verlieren scheint. Gleichmäßig werfen dunkle Tannenwälder den eiligen Hufschlag zurück, und ich höre dankbar das „schönste aller Lieder, das Ledergirren der Sättel wieder“. Ein flüchtiger Hase wechselt über die Bahn, und von einsamen Bauernhöfen bellen dienstbeflissene Küherhunde, wenn ich meine „Arbalète“ abseits der harten Straße durch die Wiesengründe traben lasse. Lustig flattern die Trikolore und die rotweißen Bundesfarben links und rechts der Halfter im frischen Morgenwind.

Die Brücke

Ein grauer Morgen dämmt herauf, wie die malerische Holzbrücke von Gümmenen dröhnend den Hufschlag zurückwirft. Unser Blick schweift zurück nach den Felsen der Talsperre von Gümmenen und unsere Gedanken in längst vergangene Zeiten.

Ein strahlender Morgen steigt an jenem 22. Juni 1476 sieghaft empor. An jenen trutzigen Felshängen rastet zu kurzem Halt nach beispiellosem Dauermarsch der eidgenössische Zuzug aus Zürich und der Innerschweiz, um hinüber nach Murten zu ziehen, das sieggewohnte, stolze Heer des kühnen Herzogs von Burgund zu schlagen.

Ein düsterer, nebliger Morgen, wie heute, jener Morgen des 5. März 1798, der so unendlich schwer in Berns stolzer Geschichte lastet. Die meuternde Brigade Stettier hält den Engpaß von Gümmenen besetzt. Gestern hat sie ihren Obersten Stettier von Köniz vom Pferd gerissen und grausam ermordet. Jenseits der Brücke plänkeln tollkühn französische Husaren. Hinüber und herüber zerreißen pfeifende Flintenkugeln die Nebel der trübe fließenden Saane. Und während hier meuternde Soldaten ohne Führung über den Verrat einer schwachen Regierung schimpfen und doch aus echter Treue zum alten Bern die Brücke gegen die Eroberer Italiens halten, vollzieht sich im fernen Grauholz das tragische Schicksal des stolzen, alten Bern, das vorher nie einen Feind in seinen Mauern sah. Welch eindringliche Mahnung für uns und unsere Nachkommen, dieses alte, liebliche Gümmenen mit seiner trutzigen Talsperre und seiner lieben, heimeligen Holzbrücke und seinen stattlichen, alten Bernerhäusern an den Ufern der Saane.

Die Weite

Unendlich lang die Straße über das Moos nach Ins, von hohen Pappeln umsäumt und im fernen Nebel sich verlierend, als führe sie ans Ende der Welt. Langsam regt sich der Verkehr; Lastwagen und Automobile kreuzen und überholen uns in höllischem Tempo; sie führen wie einen Kometenschweif einen scharfen Luftzug hinter sich her, der die Trikolore an der Halfter links flatternd mitführen möchte.

Wir erreichen Ins. „Arbalète" erhält bei kurzer Rast eine Zwischenverpflegung Hafer. Revision der Beschläge und der Packung von Sattel und Rad. An Ausrüstung und Verpflegung führen wir nur das Notwendigste mit. Eine und eine Dritteltagesration Hafer, ein komplettes, verpaßtes Ersatzbeschläge mit Stollen, Hufnägeln und Werkzeug, das ordonnanzmäßige Putzzeug, für Radfahrer und Reiter eine eiserne Ration, bestehend aus zwei Büchsen Ovomaltine. Auf dem Ordonnanzrad nebst der vorgeschriebenen Ausrüstung einen Reserveschlauch und Mantel nebst einer kleinen Reiseschreibmaschine und Photoapparat.

Nach kurzer Rast geht's Gampelen zu. Wir grüßen ehrfurchtsvoll im Vorüberreiten die Heimat und die Gedenktafel des großen Berners Karl Scheurer. Die Landbevölkerung scheint sich lebhaft für unsern Ritt zu interessieren; Bauern und Handwerker rufen uns ermunternd zu; schöne Bernermeitschi winken zum Abschied, und eine sensationslustige Schuljugend versucht oft, nebenher trabend, mit „Arbalète" Schritt zu halten.

Der See

Die Verhältnisse im Neuenburgischen gestatten, die harte Asphaltstraße auf lange Strecken zu verlassen und durch das Gelände zu traben. Wohltuend verspürt man mit jedem Schritt die Weichheit des Bodens, die „Arbalètes" Sehnen entspannt. St-Blaise mit seiner geschlossenen Automobilfabrik läßt vorwurfsvolle Zweifel aufsteigen, ob es nicht möglich gewesen wäre, diese Industrie unserer bedrängten Wirtschaft und unserer braven Arbeiterschaft zu erhalten.

Die Straße gegen Neuenburg hin ist unvernünftig glatt für Pferdehufe; ich lasse „Arbalète" auf dem Trottoir traben, auf die Gefahr hin, mit der bestehenden Ordnung in Konflikt zu kommen. Vereinzelte Fußgänger passiere ich im Schritt, und alle haben durchaus das nötige Verständnis. Notizblockbewaffnete Polizisten bemerke ich gottlob keine. Jetzt geht's vor Neuenburg rechts hinauf gegen das Val-de-Travers. Überall ist die Bevölkerung durch die Lokalpresse bereits benachrichtigt und spendet der « Tour de France » lebhaften Beifall, ein sympathisierender Tramführer fährt eine Weile im Schneckentempo, die Passagiere winken, ein eifriger Herr rennt nebenher bergan und zieht Mantel und Rock aus, um möglichst lange folgen zu können.

Je höher hinauf die Straße führt, desto ausladender weitet sich unten der Spiegel des Sees. Von drüben schaut mürrisch der Mont Vully herüber; er wendet den braven Neuenburgern die Kehrseite zu, um die lachenden Weinberge den Murtenern allein als Augenweide darzubieten.

Die Bergstraße

Allmählich immer höher kletternd durch Weiden und Wälder und mit vielen Kehren steigt die Straße dem Hange entlang hinauf, bis sie sich vorübergehend hinuntersenkt nach Noiraigue. Tief im Felsenbett und wieder durch sanfte Wiesenhügel wälzt sich überstürzend die Areuse dem Neuenburgersee zu. Durch diese Straße zogen während vielen hundert Jahren die Schweizersöldner in die Gardegarnisonen der Bourbonen; diese Straße ritt oft hin und zurück Adrian von Bubenberg zu seinem Freund und Schirmherrn Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, wobei er wohl nicht ahnen mochte, wie blutig das unerbittliche Schicksal diese Freundschaft auseinanderreißen würde; diese Straße zog zu Pferd Goethe, um ins Val-de-Joux und nach dem Wallis und dem Gotthard zu gelangen; diese Straße hinunter zog vor 63 Jahren eine tapfere Armee, eine stolze Armee, eine zerschlagene Armee, die Bourbakiarmee. An diesen Hängen mag sich manch stolzer Krieger Frankreichs zur letzten Ruhe gebettet haben, an diesen kalten Wehrsteinen brachen die ausgehungerten, kraftlosen, edlen Rosse wiehernd zusammen, durch diese dunklen und stummen Wälder wankten die Fahnen, die Standarten und die stolzen Adler des zusammengebrochenen zweiten Kaiserreiches. Und diese kalten Wehrsteine und diese dunklen Tannenwälder sahen im Verlaufe der Jahrhunderte Glück und Unglück, hochgeschwellte Hoffnung und tiefste Verzweiflung versunkener Geschlechter vorüberziehen, und sagen nichts dazu.

Nach Noiraigue hinunter führe ich „Arbalète" am Zügel; man ist froh, sich Bewegung zu verschaffen, denn wir stecken wieder mitten im Winter. Die Straße steigt, wir gelangen auf die Höhen ob Travers. Hier werden wir gefilmt, und ich muß aus dem Stegreif in das Mikrofon sprechen, ein eigenes Gefühl. Ich glaube, es spricht sich leichter zu einer Volksmenge, wo aus tausend Gesichtern unterstützende Interessennahme dem Redner entgegenleuchtet, als hier, vor dem Ohr der Welt, zu Hunderttausenden mit einem Auditorium von Bergfichten und Felsblöcken, die bekanntlich weder Interesse zu zeigen, noch Beifall zu äußern vermögen.

„Arbalète" hat schon während der Filmaufnahme Zeichen anscheinender Müdigkeit gezeigt. Beim Niedersteigen auf der steil nach Travers abfallenden Straße bemerke ich zu meinem Schrecken, daß es sich nicht um Müdigkeit, sondern um einen schweren Kolikanfall handelt. Unverzeihlich unvorsichtig von mir, daß ich das Pferd in Noiraigue aus einem kalten Brunnen trinken ließ. Trotz meinem Zuspruch und meinem Entgegenstemmen stürzt das Tier. Rasch den Sattel weg, den Zaum weg, alle möglichen Erleichterungen. Ich bin allein mit dem bedauernswerten Tier; Kamerad Pfeuti ist mit dem Rad zum Quartiermachen vorausgefahren. Das Sattelzeug zurücklassend, führe ich mein Roß langsam zwei Kilometer weit hinunter; es droht immer wieder, vor Krämpfen zusammenzubrechen; endlich erreiche ich einen einsamen Hof und den rettenden Stall. Sofort wird das Pferd kräftig mit Stroh abgerieben, wir schütten ihm Schnaps ein, der Anfall ist vorüber, und das Tier beginnt munter, das vorgeworfene Heu zu fressen. Es zeigt nicht mehr die Spur von Müdigkeit. Wir übernachteten in Travers. Die erste Etappe ist trotz allem glücklich beendet.

Der Paß

„Arbalète" ist in bester Form, und wir gedenken im Weiterziehen dankbar der Gastfreundlichkeit der lieben Miteidgenossen von Travers. Wir erreichen Moders, den ersten Zufluchtsort Jean Jacques Rousseaus, als ihm die Schergen mit einer lettre de cachet auf den Fersen waren. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, denn es war damals fürstlich-neuenburgisches Gebiet und damit preußisch; eine aufgehetzte Bevölkerung vertrieb den flüchtigen Philosophen und Propheten der großen Revolution, worauf er sich nach der Petersinsel begab.

Im Schlosse Marais bei Fleurier stellen wir kurz ein; wir lassen uns nunmehr nach dem gestrigen Vorfall mit „Arbalète" nichts mehr zu Schulden kommen. Vor St-Sulpice biegt die Straße rechts ab und steigt andauernd dem Hang entlang bis zur Paßhöhe bei Verrières. Ich bin beim Ansteigen gegenüber dem Radfahrer im Vorteil, denn während er sein Rad vor sich bergan schiebt, lasse ich das Pferd in einem sehr kurz verhaltenen Trab bergan trotten. Fachtechnisch nennt man diesen Trab den Zuckeltrab. Der Reiter läßt sich dabei werfen, reitet also deutsch, nicht englisch Trab. Man erreicht dabei die doppelte Geschwindigkeit eines Fußgängers, und ein Pferd hält dies sehr lange aus, ohne zu ermüden. Ich erreiche die Paßhöhe lange vor dem Radfahrer; bergab jedoch holt er mich bis Verrières-Suisse wieder ein. Auch hier bringt man uns rückhaltlose Sympathie entgegen. Der Bahnhofrestaurateur, Herr Fuchs, und seine Frau bemühen sich sehr um uns; Herr Fuchs reist sogar mit der Bahn voraus nach Pontarlier, Quartier zu machen. Ein Kamerad, Kompaniekommandant im Neuenburgerregiment, leistet mir Gesellschaft. Wir besichtigen die kürzlich angebrachte Gedenktafel des Übergangs der Bourbaki-Armee.

Zöllner und Sünder

Die Zollformalitäten auf schweizerischer Seite sind rasch und zuvorkommend von diensteifrigen und schneidigen Zöllnern erledigt. Mit ihrem Glückwunsch und Mahnung zur Geduld beim trikoloren Zoll ziehen wir skeptisch hinüber nach Frankreich. Zwei gute Stunden müssen wir uns mit der Formalistik der dritten Republik herumschlagen, und beinahe hätte man uns nach Verrières zurückgeschickt. Es ist allerdings «une chose extraordinaire », wenn man zu Pferd nach Frankreich reist. Drei Zöllner sind da und mühen sich im Schweiß ihres Angesichts, dicke, verstaubte Folianten von hohen Regalen zu reißen, um diese einzigartige Grenztraversierung nach Verordnung und Paragraph richtig zu traitieren. Eine Kautio eines der größten Schweizerblätter für die annähernd 3000 französische Franken betragenden Hinterlagen für Pferd und Rad akzeptiert man nicht: «on ne connaît pas ce journal». Um endlich wegzukommen, will ich bar hinterlegen: geht nicht; Schweizerbürger von Verrières wollen Bürgschaft leisten: geht nicht. Da endlich treibt ein eifriger Miteidgenosse eine alte Frau französischer Nationalität auf; ich gebe ihr die Kautio der Zeitung als Rückdeckung, sie leistet die Kautio beim Zoll, will erst nicht einmal das Trinkgeld dafür nehmen, und Frankreich öffnet seine gastfreundlichen Tore.

Der Abend beginnt heraufzudunkeln, wie wir, „Arbalète" am Zügel führend und das Rad schiebend, den dreistündigen Fußmarsch durch hohen Schnee und bei starkem Schneegestöber Richtung Pontarlier antreten.

Das Felsenest

Immerzu schneit es und dazu waagrecht, denn eisig fegt der Wind durch die Talsenke, die wir niedersteigen. „Arbalète" blinzelt, wenn ihr die Schneeflocken in die Augen stieben; sie gähnt viel und oft vor Langeweile, und Gähnen wirkt bekanntlich ansteckend. Auch Kamerad Pfeuti beginnt zu gähnen. Diesem zwiefachen Einfluß auf meine Kaumuskeln kann ich unmöglich widerstehen, so gähne ich mit, und ich glaube, auf die Dauer hätte diese ansteckende Gähnsucht auch noch das Militärrad gepackt. So steigen wir gähnend in den sinkenden Abend hinab. Ich spähe eifrig nach dem Felsenest La Cluse, halb mittelalterliche Burg, halb Fort, und je mehr wir ausschreiten, desto endloser scheint uns der Weg. Endlich gewahren wir hoch in den Felsen mit seinen Türmen und Galerien das alte Schloß, wie ein Adlernest auf uns niederstarrend. Auch dieses Schloß hat seine Geschichte. Hier saß Mirabeau gefangen, von seinem filzigen Vater mittels lettre de cachet bis auf weiteres versorgt, nicht zum ersten- und auch nicht zum letztenmal. Er hatte bereits ein romantisches Leben hinter sich, Liebschaften ohne Zahl, Schulden wie Sand am Meer, Duelle und Streithändel aller Art. Royalist aus Tradition, Aristokrat von Geburt, Edelmann aus Erziehung, Hofmann aus Neigung, von seinen Standesgenossen verachtet, vom Hofe gemieden, stürzte er sich in die Arme der Revolution und wurde der feurigste Redner der Demokratie, der unerschrockene Führer der Massen. Er war schon damals, als er da droben hinter schwedischen Gardinen saß, der „klügste, glänzendste und niederträchtigste Mensch", wie ihn ein Zeitgenosse schildert. Seine Häßlichkeit war sprichwörtlich bekannt, sein mächtiger Körper war linkisch in allen Bewegungen, Pockennarben verunstalteten sein Gesicht. Und doch war er der Liebling aller schönen Frauen, denn er hatte eine unbezwingliche Gewalt der Rede und führte eine gewandte Feder, aus seinen Augen blitzte das Genie.

Unter jene Frauen zählte auch die reizende Marquise de Monnier, die neben ihrem alten Gatten in Pontarlier sich langweilte, war er doch als Rechnungsrat der Kammer zu Dôle ein verstaubter Bürokrat. Wenn Frauen so leidenschaftlich lieben, wie die schöne Marquise den häßlichen Mirabeau, so finden sie immer auch einen Weg zum Ziel ihrer Wünsche. Sophie de Monnier schmeichelte dem Gouverneur der Festung La Cluse, Mirabeau an den Festlichkeiten zur Thronbesteigung des sechzehnten Ludwig teilnehmen zu lassen. Und der galante, alte Kavalier kann den verführerischen Augen der Marquise nicht widerstehn. Im Schlitten fährt er selbst mit dem illustren Gefangenen zu den Feierlichkeiten. Und während der königliche Gouverneur mit dem königlichen Rechnungsrat von Dôle einen Skat schlägt, reift dem einen ein königlicher Rüffel mit Versetzung, dem andern aber wachsen unmerklich artige Hörner. Denn die liebesdurstige Marquise hat Kurierpferde bis nach Belgien schirren lassen und in derselben Nacht flieht das Paar in immerwährendem Galopp im Schlitten des Gouverneurs der Grenze zu.

Mirabeau wird in contumaciam zum Tode verurteilt und in effigie¹ gehängt; später sogar ausgeliefert, mitsamt der schönen Sophie eingekerkert. Nicht allzulange, wie man in der einschlägigen Geschichte nachlesen mag.

Ein anderer Gefangener dieses Felsennestes da oben hatte weniger Glück. Toussaint l'Ouverture, der Negerpräsident von Haiti, verbringt lange Jahre in Kerkerhaft, um unerlöst zu sterben. Wie oft mögen seine Augen sehnsuchtsvoll nach dieser Straße hinunter geschweift sein, auf der wir im hohen Schnee lautlos Pontarlier zuschreiten.

In Pontarlier finden wir mit „Arbalète“ gute Unterkunft. Bald geht es weiter nach dem 95 Kilometer entfernten Dôle.

Burgund

Du wundervolles Hochburgund, mit deinen sanften Hügelketten, mit deinen endlosen Weiden und Matten, mit deinen tiefen Tannenwäldern und deinem azurblauen Himmel, vom Licht der aufgehenden Sonne überstrahlt! Wie herrlich trabt es sich durch den taufrischen Morgen eines leuchtenden Frühlingstags. Alles ist weit und groß und unendlich wie der Garten Gottes. Von ferne grüßen zum letztenmal die bewaldeten Juraberge des Heimatlandes zum Abschied herüber. Lerchen steigen steilgerad empor, um ihr Jubellied in den goldenen Himmel zu schmettern. Sonst aber ist es fast beängstigend still; wenn ich zu kurzem Halt aus dem Sattel steige, um an einem Weidengebüsch zu rasten, vermeine ich, das Gelächter Pans zu hören.

Klappernde Hufe

Die gute Stadt Pontarlier liegt in den letzten Träumen, da wir, eh der Morgen graut, aus dem imposanten Stadttor ziehen. Ein purpurdunkler, klarer Sternenhimmel und eine eisige Kälte verkünden einen strahlenden Sonnentag. Außerhalb der Stadtmauern steigen wir aus den Sätteln und marschieren munter neben „Arbalète“ her, deren rascher Schritt uns zu wärmender Eile zwingt. Eine unabsehbare Allee nimmt uns auf, und einzelne Nebelschwaden ziehen über Feld und Acker.

Es scheint mir Zeit, den Leser über Zweck und Ziel dieser etwas außergewöhnlichen Reise zu Pferd und Rad aufzuklären. Eine Sportleistung, ja, vielmehr jedoch eine militärische Marschleistung wollen wir vollbringen. In der Schweiz diskutiert man ernsthaft die Reduktion unserer Kavallerie. Ich bin nicht Kavallerist, war seinerzeit als abkommandierter Offizier nur Gast der Kavallerie, ich gehöre zu den Säumern, die schwerbepackte Pferde und Maultiere über die schwindelnden Paßwege des Gotthards treiben. Aber wenn es mir vergönnt ist, mit

¹ Lateinisch: „Im oder als Bildnis“: Diese Wendung wurde in der Rechtsgeschichte in einem heute nur schwer vorstellbaren Sinne gebraucht: Hinrichtungen, bei denen der Täter flüchtig war, wurden symbolisch an dessen Bildnis durchgeführt. In effigie gehängt oder verbrannt zu werden, war eine urteilsmäßige Exekution, bei der das Bildnis des abwesenden Verbrechers stellvertretend an den Galgen gehängt, öffentlich verbrannt oder geköpft wurde. (Quelle: Wikipedia)
www.hans-schwarz.ch

dieser reiterlichen Tat etwas wenigens zur Erhaltung unserer ohnehin zahlenschwachen Kavallerie beizutragen, dann ist ein Zweck dieses 3000-km-Rittes erreicht.

Zweck unserer Reise ist ferner, Land und Leute in Frankreich kennen zu lernen und sie zu schildern, wie sie waren und sind. Und dies ist nicht möglich mit einer raschen Osterreise im Rapide oder mit einem Zwölfzylinder auf schnurgerader Straße nach Paris. Dies ist möglich auf einem Marsch von Dorf zu Dorf, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt durch dieses unermeßlich weite und herrliche Land, mit dem uns jahrhundertealte Tradition eng verbindet wie mit keinem andern. Wir lieben dieses Frankreich trotz vielen Fehlern und Mängeln, trotz seinen Skandalen, denn es ist die letzte große Demokratie, wie wir die älteste sind und bleiben werden, allen lächerlichen Importfronten zum Trotz. Und wenn der Ton der klappernden Hufe meiner rasch ausschreitenden „Arbalète“ sich im fernen Nebel dieser endlosen Felder und Äcker verliert, so will mir dies als stillschweigendes Einverständnis erscheinen, wie das lächelnde Gewährenlassen einer wohlgesinnten, großen Schwester.

Reiten

Bei Houtaud biegt die Straße links ab und beginnt zu steigen; gleichzeitig blitzt der erste Sonnenstrahl über ferne Berge. Bald wird sie unsere Glieder mit gütiger Wärme umstrahlen; ich steige in den Sattel und lenke „Arbalète“ abseits der Straße in die welligen Hügel, während Pfeuti in die Pedale tritt.

Reiter und Reiter, das ist durchaus zweierlei. Der Reiter, der eine Peitsche mit sich führt, ist kein Reiter. Entweder ist er ein Dandy oder ein Bändiger, und beides paßt nicht zum edelsten Tier der Natur. Jedem peitschentragenden Reiter möchte ich zurufen: steig herab! Ich gehe sogar noch viel weiter. Auch wirkliche Sporren, Sporren mit Rad, sind durchaus unnötig, und ich billige sie höchstens für die Dressur von Remonten. Seit zehn Jahren trage ich nur blinde Sporren, d. h. abgestumpfte Sporren, und auch von diesen mache ich nie Gebrauch. Ich habe von jedem Pferde, das ich je bestieg, Erinnerungen aufgezeichnet. Meine „Arbalète“ ist das neunhundertfünfundfünfzigste dieser illustren Gesellschaft. Ich maße mir deshalb ein Urteil an, denn ich habe einen guten Teil meiner Jugend im Sattel verbracht. Ein Reiter soll sein Pferd allein mit Schenkeldruck und dem Klang seiner Stimme regieren. Sogar die Zügel sind nur Notbehelf und Hilfe für das Pferd in besondern Lagen. „Arbalète“ geht auf leisen Schenkeldruck und Zuruf in die gewünschte Gangart über und verbleibt darin so lange, bis ein neuer Zuruf ihr Ohr erreicht. Auch wenn sie sehr müde ist, genügt ein leiser Zuruf, sie aufzumuntern.

Für Dauerritte: möglichst von der Straße weg, dem Bord entlang oder ins Feld, auch wenn dies nicht bequem sein mag. Gleichmäßige Abwechslung von Schritt und Trab und immer ein verhaltener Trab, der die Kräfte spart. Wer am frühen Morgen in einem Metzgertrab von dannen „haudert“, wie der gut berndeutsche Ausdruck lautet, hat mittags schon ein abgetriebenes Pferd. Bergan, wenn noch so steil, ruhig im Sattel sitzen bleiben, bergab, sofern nicht weicher Boden den Stoß auffängt, absitzen, und zwar unbedingt. Jede Bequemlichkeit in dieser Hinsicht ist eine Gemeinheit gegenüber dem Tier.

Der Stierkampf

Gleichmäßig traben wir - wir heißt immer: „Arbalète" und meine Wenigkeit - über welliges Hügelland, auf welchem vereinzelt Weidenbüsche, von keines Gärtners Schere beschnitten, sich sorglos ausbreiten. Oft stundenlang kein Dorf, nur selten ein Gehöft und weit in stiller Einsamkeit sich selbst überlassene Kuhherden, die das erste zarte Grün von sonnigen Halden mehr lecken als raufen. Und plötzlich ein lustiges Intermezzo mit einem schwarzen, gedrunghenen Stier, dem wohl das Rot der Schweizerfarben an „Arbalètes" rechter Halfterseite in die rollenden Augen sticht. Er senkt den krausen Kopf und schnaubt; erst meinen wir, die Sache sei gar nicht so ernst gemeint.

Wie wir die Herde linksseits passiert haben, höre ich zu meinem nicht geringen Erstaunen stampfende Hufe hinter uns. Diesem schwarzen Burgunder scheint es tatsächlich Ernst zu sein, denn mit erhobenem Schwanz und tiefgesenkten Hörnern setzt er in langen Sprüngen hinter uns her. Ein leichter Schenkeldruck und lange Zügel, „Arbalète" geht in einen langgestreckten Galopp über. Ich schaue zuweilen über die Achsel nach rückwärts ; der Stier hat keinen schlechten Atem, und wenn er uns auch nicht einzuholen vermag, so folgt er uns doch. Die Sache ist wirklich fröhlich, schade, daß kein Filmmann zur Stelle ist. Weit drüben, übrigens hier eine Seltenheit, zieht sich ein Appenzellerzaun. Ich nehme leicht die Zügel auf und versammle kurz; tadellos setzt „Arbalète" hinüber; ich pariere gleich und wende. Der Stier steht schnaubend hinter dem niedrigen Hindernis, das er mit seiner ungestümen Kraft leicht zu überspringen vermöchte. Und wie ich „Arbalète" behutsam im Schritt von dannen wende, brüllt er uns verächtlich-zornig nach, daß wir den ungleichen Kampf nicht aufgenommen.

Die kleine Stadt

Gott grüße dich, Salins, du kleine Stadt am Fuße rebenreicher, sonniger Hügel, von stolzen Burgen gekrönt. Herrlich perlt dein herber Wein im Glase, und eine Ehre besonderer Art ist es für uns, eine kurze, strahlende Mittagsstunde in deinen alten, grauen Mauern Gast zu sein. Du führst ein beschauliches Leben, o Salins, und alle Hast und alle Rastlosigkeit unserer Tage scheint dein verlassenes Tal zu meiden. Sogar die königlichen Salzsalinen stehen seit Jahrzehnten verlassen, eine kleine Garnison der Fortbesatzung scheint einzig deine abgeschiedene Stille zu beleben. Noch lange schauen wir zurück, du kleine Stadt, du gemütliche Stadt, während wir im späten Nachmittag gegen Mouchard traben.

Die Landstraße

Man hat uns gewarnt vor den glatten Asphaltstraßen, die für ein Pferd ungangbar seien. Abgesehen davon, daß „Arbalète" sehr selten die Straße benutzen muß, sondern im Felde nebenan dahintrabt, ist diese Warnung unbegründet. Die Franzosen haben zwar nicht in jedem Dorf einen Reitverein und hohe Offiziere als Straßen- und Baudirektoren. Aber sie haben dem Pferdehuf beiderseits der harten Straße je einen Streifen Naturboden gelassen; der Asphaltguß erreicht nie den Straßenrand wie bei uns. Wir möchten unsere Fachleute mit auf eine solche

Reise nehmen, damit sie lernen, wie leicht sich die Interessen des Kraftwagens mit denjenigen des Pferdes und Reiters vertragen. Wir sind gar nicht so anspruchsvoll, französische Halbmeterbreiten zu verlangen: zwanzig Zentimeter genügen, aber her damit! Wir haben das älteste Recht auf die Straße.

Die Dorfpinde

Spät abends erreichen wir Ounans, ein kleines Nest, zwanzig Kilometer vor Dôle. Eigentlich wollten wir nach Dôle, aber für heute haben wir genug, und die zwanzig Kilometer Rückstand nehmen wir morgen vor dem Frühstück.

Ounans besitzt eine einzige Pinte, und die einzige Pinte hat zwei Fremdenbetten. Wichtiger ist uns der Stall, und der ist vorzüglich. Ein dicker, etwas asthmatischer Wirt und ein dralles, schwarzlockiges Frauchen, das seine Tochter sein könnte, geraten in nicht geringe Verlegenheit, denn es ist wohl seit vielen Jahrzehnten außer einem verlaufenen Handwerksburschen noch nie ein Gast in dieses illustre Gasthaus eingekehrt. Wir bringen den dicken Wirt ordentlich in die Sprünge, wie wir vierundzwanzig Liter Hafer - die gewöhnliche Tagesration für „Arbalète“ - genügend Heu und Stroh verlangen. Denn er hat gar nichts. Aber bereitwillig macht er sich auf die Socken und kommt dreimal pustend mit schwerer Bürde aus einem entfernten Bauernhaus zurück.

Wie wir „Arbalète“ versorgt haben, gehen auch wir zu dem Imbiß, den uns mit ebensoviel Mühe und Zutragen die kleine, wortreiche Wirtin bereitet hat. Vorsichtshalber verlangen wir neuen Bettbezug, denn die Leintücher erscheinen grau und wenig vertrauenerweckend. Neuerliche Verlegenheit, in welche wir das brave Ehepaar stürzen. Doch resolut macht die junge, schwarzlockige Frau dem pustenden Alten Beine, und wahrscheinlich mit viel Überredungskünsten borgt er sich das Nötige beim Maire². Wie der Maharadscha von Haiderabad rückt er, vier Leintücher wie einen Burnus über den Achseln, unter vielerlei Entschuldigungen wieder an, und wir anspruchsvollen Hirtenknaben quittieren seine angeborene französische Höflichkeit mit dankbarem Lächeln.

Der verschwundene See

Wir sitzen bei spärlichem Licht und billigem Wein. Einige Landbewohner politisieren eifrig. Ein besserer Halbherr mit spitzem Schnurrbart und Brille diskutiert über den Staviskyhandel³ und hält mit seiner maßgeblichen Meinung, was Monsieur Doumergue tun sollte, und was er nicht tun sollte, durchaus nicht hinter dem Berg. Sein Gegner, ein zerlumpter, einäugiger, struppiger Kerl, widerspricht ihm heftig und schlägt resolut auf den wackeligen Tisch, daß es dem armen Wirt jedesmal das Augenwasser hervortreibt.

Wir aber lauschen gar nicht hin, sondern lassen uns von einer schwarzlockigen, wohlgebauten Burgunderin, einer Jüngern Cousine der Wirtin, hübsche Geschichten erzählen. Und eine davon

² Bürgermeister

³ vgl. Anhang

www.hans-schwarz.ch

ist so reizend, daß ich sie hier kurz wiedererzählen möchte. Die Erzählerin gibt sie zum besten, weil ich sie nach einem feudalen Schloß fragte, das wir im Abendlicht mit seinen Türmen und Zinnen über das Land hinbücken sahen.

Es ist das Schloß Chambley am Walde von Chambley. Vor vielen hundert Jahren wohnte hier der mächtige Graf von Chambley mit seinem einzigen Sohn. Er lebte in Streit mit dem Marquis von Montbarrey, dessen Schloß nicht mehr steht. Dieser besaß eine schöne, schwarzlockige Tochter. Zwischen Chambley und Montbarrey liegt heute eine weite Ebene, damals aber soll hier ein See sich ausgebreitet haben, unterbrochen durch einen ungangbaren Sumpf. Der junge Graf und die junge Marquise verliebten sich ineinander, die Väter aber wollten von einer Verbindung nichts wissen. Da starb der alte Graf. Oft gaben sich die jungen Leute im Schloßpark von Montbarrey ein verschwiegene Stelldichein. Nur ein alter Waldhüter kannte einen geheimen Pfad durch den Sumpf zwischen den Ufern des Sees. Er riet der Marquise, stets abends ein Licht brennen zu lassen, das den Weg durch den Sumpf zeigen möge. Eines Nachts aber, als sich der junge Graf gerade auf dem Hinweg zu seiner Geliebten mitten im Sumpf befand, schlich sich der alte Marquis in den Turm und löschte das Licht. Der junge Graf fand weder hin noch zurück und ertrank elendiglich. Die junge Marquise aber durchbrach mit eigenen Händen die dicke Mauer, die den See aufstaute und er entleerte sich. Als sie den Leichnam ihres Geliebten fand, sank sie tot an seiner Seite nieder. Seitdem existiert die Ebene von Chambley. Wer aber in mondhellen Nächten durch diese buschreiche Landschaft wandert, kann zwischen alten Weidenstrünken oft zwei nebelhafte Gestalten sehn, die leise klagend im Dunst verfließen.

Wir danken der schönen Erzählerin herzlich und trinken auf ihr Wohl.

Dem behaglich hindösenden Wirt kommen wir schrecklich ungelegen, wie wir ihm eröffnen, daß wir um 5 Uhr wegreiten und vorher gern noch frühstücken möchten. Es verschlägt ihm ganz den Atem und er putzt verlegen an seiner Brille und betrachtet interessiert seine kleine Frau, ob sie sich dazu bewegen ließe.

Sie läßt sich bereitwillig dazu bewegen, doch auf seine Kosten. Sie erklärt ihm sehr bestimmt, er habe dafür zu sorgen, den Kaffee «pour ces Messieurs» auf halb fünf bereitzuhalten. Er nickt eifrig beistimmend, als hätte er in seinem Leben nicht an Opposition gedacht. Einmal mehr: unter allen illustren Helden der Geschichte scheinen mir die Pantoffelhelden die gemütlichsten zu sein.

Das Schloß der Toten

Wie wir uns früh vier Uhr erheben, hören wir nebenan auch den Wirt mit einem Ächzen aus den Federn fahren. Seine bessere Hälfte gibt ihm noch ordentlich Unterricht, wie man am besten schnell Feuer kriegt und er nimmt diese Belehrungen brummend entgegen. Wir aber haben unsere heitere Freude daran. Wie wir nach dem Packen hinuntersteigen, fährt der dicke Mann mit angelaufener Brille und umgürtet - nicht mit dem Schwert von Ronzevalles - sondern mit

einer Küchenschürze seiner Frau, in eiligen Pantoffeln die Küche auf und ab. Und wie wir abreiten, kommt seine Rache für Ungelegenheiten in einer gesalzenen Rechnung, die er mir mit vielen Komplimenten überreicht. Ich zahle, ohne mit der Wimper zu zucken, und wir scheiden als gute Freunde, wobei er uns ehrlich zu allen Teufeln wünschen mag.

Das Wetter hat umgeschlagen, ein kalter Regen peitscht die Äcker. Bei Augerans steht inmitten eines gewaltigen Parks ein stolzes Schloß. Sein Besitzer, Graf d'Epinaux d'Augerans, folgte als Oberst dem Ruf der Republik, als im August 1914 die Sturmglocken die Söhne Frankreichs unter die Fahnen riefen. Er fiel, ebenso sein einziger Sohn, der als Sekondeleutnant diente. Beider Namen stehn neben denjenigen einfacher Bauern auf dem schlichten Soldatendenkmal von Augerans, das wir lange mit gezogenem Hut betrachten. Seitdem ist das herrliche Schloß verödet, die breiten Parkwege tragen einen grünen Teppich üppig wuchernden Unkrautes, im Parkwalde nimmt wildes Gestrüpp überhand, allerhand Vögeln ein willkommener Unterschlupf. Irgendein Federfuchser in Dôle zieht seine Sporteln⁴ aus der Verwaltung, bis er dieses verlassene Besitztum an sich ziehen kann.

Durch den achtzehn Kilometer breiten Wald von Chaux traben wir dahin und steigen dann hinunter nach dem Dola Sequanorum der Römer und heutigen Dôle, beherrscht von seiner mächtigen Kathedrale. Im Jahr 1636 lag hier monatelang der Prinz von Conde mit mächtigem Heer, ohne die Stadt nehmen zu können. Schwerblütiger Wein wächst an deinen Rebenhügeln, du romantisches Dôle, mit deiner verfallenen Römerbrücke über den breit und behaglich hinfließenden Doubs.

In Auxonne Mittagshalt und kurze Besichtigung des alten Schlosses, das trutzig den Eingang zu diesem reizenden Städtchen beherrscht. Dann geht es weiter durch Regen und Wind auf endloser, von Pappeln gesäumter Allee nach dem entfernten Genlis. Krächzend ziehen zu Hunderten die Raben aus den Alleebäumen, wenn „Arbalète“ unermüdlich unter den triefenden Ästen dahintrabt. Erstaunt betrachten die Bauern immer wieder meinen feldgrauen Poncho, in den sich der Wind verfängt. Vor etlichen Jahren noch wäre es wohl nicht ratsam gewesen, im feldgrauen Mantel durch Frankreichs Gefilde zu traben, ohne in den Verdacht der Spionage zu kommen.

Schwere Erde

Überall ackern junge Bauern. Vier, fünf und sechs schwere, belgische Pferde hintereinander vor dem Pflug, durch lauten Zuruf gelenkt. Ein malerisches Bild, wie sie dampfend von Regen und Schweiß über die schweren und nebligen Äcker ziehn in langsamem, gleichmäßigem Schritt. Man hat vielfach bei uns von Frankreich ganz falsche Vorstellungen, die sich nach einem kurzen Besuch in Paris richten, das man mit dem Expreß erreichte. Paris ist noch lange nicht Frankreich. Wir dürfen Frankreich nicht nach dem Treiben seiner Pariser Boulevards, nach dem

⁴ Sporteln (von lat. sportula, Geschenk) waren ursprünglich das Entgelt, das Untertanen für gerichtliche Handlungen oder sonstige Amtshandlungen zu entrichten hatten. Sie wurden lange Zeit ganz oder teilweise den die Staatstätigkeiten ausführenden Beamten überlassen. Sporteln können als ältester Geldbestandteil der Besoldung angesehen werden.
www.hans-schwarz.ch

Spiel um Liebe und Geld im Montmartre, im Casino de Paris, im Quartier Latin beurteilen. Ich habe Frankreich an der Arbeit gesehen. Die Franzosen sind nicht leichtlebig, sondern arbeitsam und familienliebend, seßhaft und pflichtbewußt. Gehe hin, lieber Leser, nach Burgund und nach der Côte d'Or und sieh dir jene jungen Bauern an, die allein auf endlosem Feld, dessen Furchen sich am Horizont verlieren, mit sechs schweren Rossen schwere Pflüge durch die schwere, braune Erde ziehen vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang, bei Wetter und Wind.

Mit einbrechender Nacht, nach einer Tagesleistung von 85 km, wovon die letzten zehn zu Fuß, erreichen wir, vollständig durchnäßt, die Residenz der Herzöge von Burgund, das lichterstrahlende Dijon.

Ein Ruhe- und Regentag in Dijon gibt uns Muße, diese Stadt von der Größe Berns zu durchwandern, den römischen Triumphbogen zu bewundern, der breitspurig den Verkehr über die Place d'Arcis nach zwei Seiten abfließen läßt, und der wohl bei uns, wie so manches alte Bauwerk, längst dem Unverstand moderner Verkehrsfanatiker hätte weichen müssen. Die Franzosen lehren uns, daß es auch anders geht, und sie scheinen mir weitsichtiger, auch abgesehen von Interessen des Fremdenverkehrs. Bewundernswert der wundervolle Park von Arquebuse, mit seinen Le Nôtreschen Gartenkulturen den Charme des Rokoko vor unser Auge zaubernd.

Brot und Wein

Jede französische Mahlzeit will genossen sein wie ein kleines Fest. Alle Speisen gruppieren sich um köstliches Weißbrot und herrlichen Wein. Das Brot bleibt sich immer gleich und vermählt unsere Gedanken mit dem Duft schwerer, französischer Erde. Die Weine aber leuchten in allen Nuancen der Farbe und des Geschmacks.

Die schweren, dunklen Weine aus Burgund, die unsere Sinne vertiefen, die goldenen Weine der Côte d'Or, die das Blut schneller kreisen lassen, die leuchtenden Weine von Bordeaux, die den Esprit in sich tragen, die hellroten Sorten von Anjou, die uns die Welt verklären, der prickelnde Champagner und der leichte Wein von Pouilly, die unsern Gedanken Flügel leihen! Wie leicht läßt sich plaudern und schwärmen beim perlenden Trunk!

Das haben wir in Sombornon erfahren, das wir nach langem Ritt bei strahlendem Sonnenschein erreichten. Ein Artilleriekommandant ist mein Tischnachbar. Er interessiert sich sehr für unsern Ritt; früher war er Offizier der Feldartillerie, jetzt kommandiert er - leider - eine Artillerietankabteilung. Er schwärmt von alten Zeiten und Pferden. Und wenn zwei Pferdemenchen bei einem Glase sitzen, wird man schwerlich ein anderes Thema in ihre Diskussion tragen können. Dies erfährt auch des Kommandanten Gemahlin, die immer wieder mit mir von anderm sprechen möchte, als ausschließlich von Pferden; trotz eifrigem Bemühen, ihr zu dienen, wird mir dies stetsfort von ihrem Ehegemahl verunmöglicht, der mir am laufenden Band alle Eigenschaften seiner ehemaligen Streitmacht herzählt, denen ein stolzer Rappe mit dem klingenden Namen « On les prendra » besondere Tugenden gehabt haben muß.

Junges Blut, altes Gesetz

Brennend heiß sticht die Sonne auf die Straße nieder, die nach Pouilly führt. Mir kreist noch der Wein von Sombornon im Blut, ich ziehe vor, eine Strecke weit neben meinem Rappen herzuschreiten, um nicht im Sattel einzuschlafen. Wir holen ein junges Mädchen ein, das sich nunmehr beeilt, mit uns Schritt zu halten. Sie plaudert fröhlich, naiv und altklug zugleich, und nach etlichen hundert Schritten kenne ich ihre Vergangenheit und ihre Zukunftspläne. Ihre Eltern hat sie nie gekannt. Sie war ein Findelkind, wurde im staatlichen Findelhaus die ersten Jahre aufgezogen, dann zu Bauern verdingt. Wenn sie das einundzwanzigste Jahr erreicht haben wird, kann sie auf Wunsch den Namen ihrer Mutter erfahren, sofern er inzwischen den Behörden bekannt worden ist, den Namen des Vaters nie, denn der Code Napoleon steht noch zu Recht, der verfügt: «Toute recherche de paternité est interdite.» Ach, ihre Mutter ist vielleicht längst im Trubel der Großstadt verschollen, war wohl ein armes Waisenkind wie sie. Ihr Los scheint sie mit fröhlicher Gleichgültigkeit zu tragen. Sie ist nicht einmal besonders neugierig auf den Tag, da sich das Geheimnis ihres Lebens entschleiern kann. «On verra», meint sie leichthin und schminkt sich im Gehen mit einem Lippenstift, indem sie interessiert ihr Spiegelbild zu erhaschen sucht, dann plaudert sie fröhlich weiter und will auch von mir möglichst viel wissen. Ob ich eine Frau habe, und wie ich bejahe, meint sie altklug lächelnd, es sei nicht gut, junge Frauen so lange allein zu lassen.

Beim alten Schloß von Pouilly trennen sich unsere Wege. Noch lange sehe ich ihr rotes Röckchen zwischen den Wegbüschen schimmern, wie sie, immer wieder zurückwinkend, in das Licht der sinkenden Abendsonne schreitet. Armes Mädchen, heimatlos und fremd in dieser Welt! - glückliches Mädchen, von der Mutter Natur mit einem fröhlichen und leichten Sinn begnadet, der ihr ein altes, starres und ungerechtes Gesetz, für andere Zeiten zugeschnitten, erträglich macht.

Eulenruf

In raschem Trabe geht es auf endloser Straße, doch so sehr wir uns beeilen, wir können der sinkenden Sonne nicht folgen, die mit einem letzten Strahlenbündel hinter ferne Hügel sinkt. Pfeuti ist noch in Dijon zurückgeblieben, Besorgungen zu machen, er sollte mich aber jetzt längst eingeholt haben. Doch hege ich keine Sorge um ihn, er ist ein schneidiger Unteroffizier, der sich immer zurechtfindet und selbst zu helfen weiß.

Die ersten vierzig Kilometer am Morgen, die machen sich immer leicht, auch die ersten fünfzehn nach der Mittagsrast. Dann beginnen sich die endlosen Distanzen wie Blei an unsere Füße zu hängen. Wenn wir auf einer Hügelkuppe ein endlos langes Stück Straße vor uns sehen, erinnere ich mich immer meiner Grenzbesetzungszeit und wie wir da einmal im Jahre 1915 in einem Dauermarsch das Bovana- und Maggiatal hinuntermarschierten, schwer bepackt und hungrig und durstig. War da ein Spaßvogel in unsern Reihen, er trug den flotten Übernamen „Blausürring⁵“. Wenn dann wieder ein unabsehbares, schnurgerades

⁵ vgl. dazu auch Milita helvetica Band I, Kapitel „Wenn andre Leut' schlafen..“
www.hans-schwarz.ch

Straßenstück vor der Kompagnie lag, gab er das Stichwort: „So, Manne, jietz heißt's wieder i Gring ine luege.“ Derb, aber zutreffend und nur von denjenigen richtig zu würdigen, die ähnliches miterlebten.

Es ist schon dunkel, wie Pfeuti uns endlich einholt. Nun marschieren wir durch die Nacht und sehen noch nirgends die Lichter eines Dorfes. In den Bäumen der Allee ertönt der melancholische Ruf der Eulen. In meinem Leben nie hörte ich so viele Eulen, oder ist es immer der gleiche Unglückskünder? Wir suchen mit der Taschenlaterne die Äste ab und sehen natürlich nichts, höhnisch tönt es nur immerzu aus den Bäumen herab. Endlich auf bewaldeter Kuppe ein Dorf, eine einzelne Finte, die nur Wein und Brot zu bieten hat. Wir sind herzlich froh über die Notration Ovomaltine, die wir, umringt von einer neugierigen Kinderschar, bereiten. Die angebrochene Büchse lassen wir den Kleinen als Geschenk zurück.

Nun geht's lange bergab, und Pfeuti radelt in eiliger Fahrt voraus, in Saulieu Quartier zu machen. Allein mit „Arbalète“ geht's durch einen drei Stunden langen Wald, und erst gegen Mitternacht sind wir im gastlichen Städtchen, das sogar ein strahlendes Warenhaus und einige Hotels besitzt.

Auxois

A la Guillotine

Wieder hat das Wetter umgeschlagen; es regnet sintflutartig, und nach einer kurzen Wegstunde sind wir naß bis auf die Knochen. Im späten Nachmittag, nach einem endlos langen Ritt durch viele Dörfer und den weiten Wald von Montsauche erreichen wir das Dorf gleichen Namens. Wir sitzen dankbar um ein herrliches Kaminfeuer und lassen unsere Kleider dampfend trocknen. Ein Knabe von fünf Jahren, wie ich ihn so lebhaft in meinem Leben nicht sah, tollt um uns und fragt verwunderlich viel.

Im späten Abend füllt sich die Gaststube mit Bauern und Bürgern der Gegend. Eifrig wird auch hier der Staviskyhandel diskutiert, und ein kleines Männchen, wie ein einziger zappelnder Nerv, möchte übereifrig eine halbe Welt köpfen lassen. «A la guillotine, à la guillotine» tönt noch seine krächzende Stimme herauf, wie wir schon lange oben in den Federn liegen; wir aber drehen uns auf die andere Seite und wünschen dem zappeligen Kerl seinen verdammten Schnurrbart haarweise auszuraufen.

Vergebliches Sehnen

Regen und nochmals Regen und immerzu Regen, dazu ein eisig kalter Wind, der uns den Atem rauben möchte. Dörfer links, Dörfer rechts, lange, scheinbar unbewohnte Gebiete, Kirchen auf fernen Kuppen, Schlösser und Burgen und viele burgartige, sehr alte Bauernhöfe. Vieh auf allen

Weiden, wobei man sich fragt, was es da wohl zu naschen gibt, struppige Pferde mit fingerlangem Haar, verfilzte Esel, die trübsinnig über ihr Schicksal nachzudenken scheinen, ganz selten ein Auto, das uns spritzend kreuzt und bis zu den Ohren mit Kot und noch mehr Wasser bewirft. Sattel, Schabracke und Poncho müssen fast einen Zentner Wasser aufgesogen haben, so bleischwer steigt es sich aus dem Sattel, wie ich in Planchoz zu einer kurzen Mittagsrast buchstäblich aus den Bügeln klettere. Eine brave Arbeiterfrau macht Platz in ihrem Stall neben der einzigen Kuh, wir reiben „Arbalète“ erst tüchtig mit Stroh, ehe wir ihr den Kopfsack umhängen. Ich gehe hinüber nach dem kleinen Wirtshaus, ein belfernder Hund wird auf mein Klopfen von einer sanften Frauenstimme zurückgerufen. Eine noch sehr hübsche, jüngere Frau erscheint an der Treppe, und ohne mich nach meinem Begehr zu fragen, richtet sie an mich die Frage, ob ich August gesehen habe. Wie ich verwundert verneine, schließt sie mir vor der Nase mit einem Achselzucken die Türe.

Ich gehe zurück zu der Arbeiterfrau; sie nickt verständnisvoll, wie ich ihr den Vorfall erzähle und offeriert ein herrliches Mahl von Speck mit Eiern, gutem Brot und Landwein. Dann setzt sie sich mir gegenüber an den Tisch - Pfeuti ist bereits voraus - reicht ihrem Säugling die Brust und erzählt mir die Geschichte von Ninon und Auguste Dieudonne:

„Sie sehen da drüben unser Soldatendenkmal, M'sieur, einundzwanzig Firsten zählt unser Dorf, achtundzwanzig Namen gefallener Bürger trägt das Denkmal, wie Sie sich überzeugt haben, als Sie es vorhin lange betrachteten. Eigentlich sollten es neunundzwanzig sein. Doch das hat seinen besondern Grund. Die Wirtin, die Sie vorhin nach Auguste fragte und dann nicht einmal einließ, ist die Ursache. Vor dem Kriege war sie das schönste Mädchen im ganzen Auxois, das munterste und herrlichste, so weit man in die Welt gehen mochte. Sie war guter Leute einziges Kind. Da lernte sie Auguste Dieudonne kennen, einen armen, bildschönen Burschen, der auf einer großen Ferme⁶ bedienstet war. Ihre Eltern wollten von einer Verbindung nichts wissen, sie setzte trotzdem die Verlobung durch. Da kam unerwartet der Krieg. Auguste war ein flotter Infanterie-Sergeant. Am Tage vor seiner Einberufung ließen sich die beiden trauen. Dann zog er in den Krieg, fiel am Chemin des Dames, und die schöne Ninon sehnte sich umsonst nach ihm, ihre Sinne verwirrten sich. Jeden Unbekannten, den sie zum erstenmal sieht, fragt sie, ob er nicht Auguste gesehen habe. Denn nach ihrer unumstößlichen Überzeugung muß er doch wiederkommen, er hat es ihr versprochen unter vielen Küssen und Tränen, als er leuchtend wie der junge Tag an jenem verhängnisvollen 1. August 1914 auf der Höhe von Planchez, wohin sie ihn begleitete, von ihr Abschied nahm, um für immer aus seiner Heimat und aus dieser Welt zu gehn. Er hat es ihr versprochen, der schöne Auguste Dieudonne, und keine Macht der Welt wird jemals den Glauben aus ihrem kranken Kopfe reißen, daß er wiederkomme, jung und stark und schön, wie er sie verließ.

Der Maire und der Pfarrer haben beschlossen, ihr diesen Glauben zu lassen. Erst wenn auch sie zur ewigen Ruhe eingegangen sein wird, mag der Bildhauer den neunundzwanzigsten Namen auf das Denkmal der gefallenen Soldaten meißeln. Dies, M'sieur, ist die Geschichte von

⁶ Bauernhof
www.hans-schwarz.ch

der schönen Ninon und dem hübschen Auguste Dieudonne, eine einfache Geschichte, aber viel tausend ähnliche mag jener schaurige Krieg auf dem Gewissen haben."

Ich schäme mich der Träne nicht, die mir im Auge glänzt, ich kämpfe gegen ein würgendes Gefühl unendlichen Mitleids, und noch lange, nachdem ich wieder im Sattel bin und mich von der gastfreundlichen Arbeiterin verabschiedet habe, schweifen meine Gedanken zurück nach dem verlorenen Dorf auf den Kuppen von Planchez, das abseits der großen Heerstraße liegt und doch so unendliches Leid innerhalb seiner schiefgerückten, altersgrauen Häuser birgt.

Die Stadt in den Wolken

Die Trikolore und die Bundesfarben flattern längst nicht mehr im Wind, sie klatschen feucht und schwer um „Arbalètes" Hals, wenn sie sich schüttelt, das Wasser aus dem seidenweichen Fell zu stäuben. Welcher Reiter kennt nicht von langen Militärdiensten her das angenehme Gefühl, wenn über die Sacochen unaufhörlich feuchte Rinnsale auf die erstarrenden Knie niederträufeln und man das Gefühl hat, man schwimme mit den Füßen in kleinen Archsen, statt in Stiefeln? Am besten ist, man hält sich möglichst unbeweglich, beißt die Zähne aufeinander, höhnt den eisigen Wind, der die Hände erstarren macht, so daß sie kaum noch die hart und steif werdenden Zügel fühlen.

Château-Chinon thront auf stolzer Höhe, und wenn man seiner Bergseite entlang hinaufstrebt, scheint die kleine Stadt mit ihrem alten Schloß in den Wolken zu hangen. Nach kurzer Verpflegung geht es wieder fort auf langer Straße, und da jetzt viele Abstiege kommen, kann die Radfahrerabteilung Pfeuti in langen Schußfahrten einen mehrstündigen Vorsprung erreichen, um das Quartier vorzubereiten.

Es ist schon finstere Nacht, wie ich halb erstarrt aus dem Sattel steige, um das letzte Wegstück, zwei Stunden Marsch durch den Wald von Châtillon, zu Fuß zurückzulegen. „Arbalète" ist mißmutig und legt die Ohren zurück, ich aber ziehe alle Register vergessener Lieder der Grenzbesetzungszeit, das Lied vom „herzlieben Änneli, Rosmarienstängeli", das Lied von der Gilberte, das Mitrailleurlied, das Kanonierlied und das Trinklied der heiligen Barbara. Das ermuntert das Tier, und eiliger schreitet es aus. Ein Gendarm hält mich an, ob ich kein Auto gesehen hätte, Farbe soundso? Wie ich verneine, berichtet er von einem Mord an einem Taxichauffeur bei Toulouse, man kontrolliere alle Autos. Ob ich noch durch den Wald wolle? und wie ich bejahe, rät er mir, aufzusitzen und forsch zu traben. Ich mute dies aber meinem Pferd nicht mehr zu. Wir fürchten uns nicht, und wenn ein treues Tier im gleichen Schritt und Tritt nebenhergeht, hat man nicht das Gefühl des Alleinseins. Spät in der Nacht erreichen wir glücklich Châtillon.

Nivernais

Das Abenteuer

Der Regen hält auch an, wie wir der Residenz der Herzöge von Nevers zutreiben. Bei einer kleinen Finte machen wir halt, um ein kurzes Mittagsmahl einzunehmen. Pferd und Rad stellen wir nebenan in den Stall. Vor der Wirtschaft stehen zwei hochrädige Zigeunerkarren, der eine ist mit zwei Eselchen bespannt, der andere nur mit einem. Unglaublich, was man diesen Tierchen mit den zarten Beinen zumutet. In der Wirtschaft sitzen sieben abgerissene, jüngere Kerle vor einer Batterie geleerter Weinflaschen. Sie betrachten uns interessiert, und wie uns die alte Wirtin das Essen aufträgt, brechen sie auf. Wir hören, wie sie mit lautem Zuruf die kleinen Langohre antreiben. Nach einer Weile geht Pfeuti hinaus, „Arbalète“ zu trinken.

Gleich darauf stürzt er wieder herein: das Militärrad mit der gesamten Packung sei weg, trotzdem er es mit dem Sicherheitsschloß verschlossen habe. Unser Verdacht richtet sich gleich auf die weggezogenen Zigeuner. Allzu weit werden sie noch nicht gekommen sein. Sofort wird „Arbalète“ gesattelt, und ich reite los, während Pfeuti mir zu Fuß folgt. Die Radspuren führen gleich von der großen Straße weg gegen das Schloß Maison-Rouge hinüber. Schon nach kurzem Trabe habe ich die beiden Planwagen in Sicht. Wie ich näher komme, bemerke ich, daß vier der Kerle weit voraus zu Fuß ziehen, während die Eselchen wohl mühsam genug die schweren Karren bergan ziehn. Soll ich ihnen vorreiten und sie stellen? Ich bin unbewaffnet, weit und breit ist kein anderer Mensch zu sehn. Ich sehe auf dem letzten Karren das Militärrad bei jedem Stoß hin und her schaukeln. Rasch entschlossen reite ich kurz auf, wobei ich die harte Straße wegen des Hufschlages meide, binde „Arbalète“ an einen Strauch, mit einigen Sprüngen bin ich am Karren und reiße das Rad herunter. In der Eile vergaß ich, Pfeuti den Schlüssel zum Schloß zu verlangen. Ich werfe also das Rad in die Hecke und beobachte genau, ob ich bemerkt werde. Ruhig ziehen die beiden Karren weiter und verschwinden bald in einer Kehre zwischen hohem Gebüsch. Ich atme erleichtert auf. Da kommt auch schon Pfeuti, und wir kehren hocherfreut, daß die Sache so glücklich verlief, zurück.

Die Strohmänner

Nach Beendigung des unerwartet abgebrochenen Mahls ziehen wir weiter, und wie ich nochmals nach dem Schlosse von Maison-Rouge zurückblicke, schweifen meine Gedanken zurück in die Zeit des Sonnenkönigs. Damals lebte auf diesem Schlosse der Chevalier von Maison-Rouge. Seinen Adel führte er auf die Zeit vor den Kreuzzügen zurück. Er selbst aber war ein richtiger Zopfbürger, der sich mit seinen Bauern und Bedienten zankte und tagelang über seinen Grundrollen und Pfandbriefen brütete. Seine Gattin aber, eine junge, feurige Provençalin, hatte Besseres zu tun. Sie lebte meistens in Paris und die Zahl ihrer Liebhaber und Verehrer war Legion. Zuverlässig zu jener Zeit war vor allem der Klatsch. Getreulich trugen eifrige Neider und wohl auch abgewiesene Freier dem griesgrämigen Chevalier die Nachricht

von den unzähligen Siegen seiner Gemahlin zu. Und da er selbst wenig Heldenhaftes von seinen Ahnen aus den Kreuzzügen in sich hatte, nahm der vielfach Gehörnte sonderliche Rache. Jeden Liebhaber seiner lebenslustigen Frau ließ er als Strohfigur möglichst naturgetreu nachbilden, mit den entsprechenden Kleidern versehen und hängte ihn nach regelrechtem Prozeßverfahren, zu dem seine kichernden Diener als Richterstatisten dienten, an einem Baum seiner Schloßallee. Diese Allee hat zwar viele Bäume und alle diese Bäume viele Äste. Trotzdem kam der gute Chevalier bald in Verlegenheit, wohin er mit den Opfern seiner grausamen Justiz fahren sollte. Weitherum im Lande hatte jedermann sein köstlich Ergötzen an solchem Spiel, und wenn es sich herumsprach, der Chevalier von Maison-Rouge halte wieder Gerichtstag, strömte eine Welt nach dem Schloßchen, an dieser sonderlichen Feier teil zu haben. Die Sache wurde auch im Oeuf de boeuf ruchbar und dem König zugetragen, den sie göttlich amüsierte, der den Unsinn aber doch auf Bitten der Châtelaine von Maison-Rouge «de par le roi» abstellte.

Sonntagnachmittag erreichen wir Nevers und genießen nach langem wieder einmal ein Konzert. Der Montag ist ein Ruhetag, den wir zur Besichtigung der Hauptstadt des Nivernais mit den vielen, pittoresken, alten Bauten, dem herzoglichen Schloß und uralten Kirchen verwenden.

Das Protokoll

Das Noviodunum und spätere Nivernum der Römer hat eine wenig bewegte Vergangenheit. Die Herzoge von Nevers waren treue Paladine der Könige von Frankreich und Navarra. Romantisch ist die Geschichte Louis Barbon Mancini-Mazarins, des letzten Herzogs von Nevers. Als Staatsminister des fünfzehnten Ludwig hinterbringt man ihm die Untreue seines Schreibers Baudin. Der Herzog ist darüber mehr betrübt als erzürnt. Er läßt den Fehlbaren vor sich kommen, spricht ihm ins Gewissen, verzeiht und läßt ihn im Amt. Er ahnt nicht, daß ihm diese Milde zwanzig Jahre später das Leben retten wird.

Im Jahre 1793 wegen seiner Treue zum König eingekerkert, wird er vom Revolutionsgericht im summarischen Verfahren zum Tode verurteilt. Als Sekretär des Tribunals amtiert sein früherer Schreiber Baudin, jetzt ein Enragé der Jakobiner. Wie er den Namen seines frühern Herrn und Wohltäters auf der verhängnisvollen Liste der Gezeichneten entdeckt, führt die Dankbarkeit seines Herzens einen harten Gewissenskampf gegen seine revolutionäre Gesinnung. Den Kopf in beide Hände gestützt und mit krallen Fingern durch seine strähnige, schwarze Perücke fahrend, schielt er nach seinen Mitbeamten, ob er beobachtet werde, knüllt das verhängnisvolle Urteilsprotokoll vorsichtig zusammen, stößt den Knäuel in seinen zahnlosen Mund und schluckt ihn würgend hinunter. Der Herzog aber ist von der Liste der lebenden Gefangenen gestrichen, bleibt vergessen und nach dem Sturze Robespierres wird er aus der Kerkerhaft befreit. Er lebt noch jahrelang als einfacher Bürger Mancini in Paris, dichtet schwermutige Stanzas und verfaßt geschichtliche Fragmente, die seiner Zeit viel Aufsehen erregen, um später in muffigen Archiven zu verstauben.

Der Schreiber Baudin aber setzt seine menschenfreundlichen Mahlzeiten an unheilschwangeren Protokollen fort, soll sogar die schöne Josephine Beauharnais auf diese Art vom sichern Tode errettet und für den großen Napoleon bewahrt haben, und wie einst der sadistische Krüppel Couthon ihn fragt: „Was hast du getan, Bürger, um gehängt zu werden, wenn die Gegenrevolution kommt?“ kann er ihm ernsthaft erwidern: „Genug, Bürger Couthon, um zweimal gehängt zu werden, denn ich habe einen Herzog und viele cidevants in eine bessere Welt befördert.“

Pferdemenschen

Mit wenig Ausnahmen sind im Grunde wohl alle Menschen gut und spätere Verirrungen durch mangelhafte Erziehung, schlechte Umgebung und wirtschaftliche Nöte bedingt. Auch die Liebe zum Tier dürfte den Menschenkindern angeboren sein, nur das schlechte Beispiel Verdorbener wird die Gefühle für die stumme Kreatur ertönen. Die Liebe zum Pferd aber ist besonderer Art, sie ist gewissermaßen aristokratischer Art, sie fußt auf ältester Tradition, auf die Geschichte vieler Jahrtausende gemeinsamer Freude und gemeinsamen Leides.

So ein richtiger „Rösseler“ wird zum einseitigen Fanatiker, alle andern Dinge dieser Welt rücken für ihn in den zweiten Rang. Unter solchen „Rösselern“ bin ich aufgewachsen, mein Vater legte ohne langes Besinnen drei, vier blaue Lappen über den gewöhnlichen Preis auf den Tisch des Händlers, wenn er ein besonders schönes Pferd partout im Stalle haben wollte. Ich sehe noch seine gütigen, dunklen Augen strahlend leuchten, wenn wir Knirpse ihm auf die Knie kletterten und fragten: „Papi, wenn choufst wieder es Roß?“

Alle seine Freunde waren „Roß-Stürm“, wie oft das achtzigjährige Großmüetti keifte, wenn unerwartet ein neuer Fuchs - mein Vater schwärmte für Füchse - im Stalle scharrte. Das Mattenhofquartier war überhaupt das Dorado der Pferdemenschen. Da hatten die Käsehändler Bürki einen Stall mit sechs flotten Rossen, da stunden im Stalle des Vaters Mory zwanzig schöne Rappen, da war der freundliche Weil-Sami, der mit seinem verteuft flinken Ungarfuchs gefahrvoll und seinen roten Knebelbart im Winde flattern lassend, um die Ecken schoß, da sah man die kräftigen Apfelschimmel des Eisenhändlers Kiener und die eleganten Rappen der Fabrik Neher, da hatte der heimelige Müller Moser zwölf schwere, schwarze Mühlpferde, mit Dachsfellen und blinkendem Kupfergeschirr prächtig herausgeputzt, da war zu guter Letzt der gemütliche Sollberger-Noldi, der mit seinem Metzgerwägeli von dannen stob, daß die Steine Funken gaben.

Jedes Jägerlatein mußte verblassen, wenn eine Tischrunde solcher Männer von ihren Rossen schwärmte, jeder wollte das beste und schnellste im Stalle haben. Den Vogel schoß aber gewöhnlich der Sollberger-Noldi ab, so nach dem dritten Dreier kannte seine Rühmseligkeit keine Grenzen mehr. Ich erinnere mich noch, wie er einst unter schallendem Gelächter der ganzen Gaststube mit allem Ernst und unter Bekräftigung durch einen derben Faustschlag auf den Tisch erzählte, er habe dem Rößliwirt in Gasel eine Ohrfeige geben wollen, da sei sein „Brünel“ losgezogen, und wie er zugeschlagen habe, habe er „d'r Tüfu sölls näh', dr' Sigrist

z'Küniz a Gring breicht", so schnell habe sein Roß die immerhin zwei Kilometer lange Strecke zurückgelegt. Solche Aufschneiderei ist anders zu bewerten als sonstiges Prahlen. Solche Aufschneiderei, die nicht nur unserm seligen Sollberger-Noldi eigen war, sondern bei wirklichen Pferdemenschen überall in der Welt im Schwange ist, lassen wir uns gerne gefallen. Sie entspringt einer unbegrenzten Liebe zum Pferd; an seinem Roß läßt ein richtiger „Rösseler“ keine Fehler gelten, eher darf man seine Geliebte kritisieren als sein Pferd. Man muß unsere Bauern beobachten, wenn sie ihre lieben „Züsi“, „Flory“ und „Käthy“ - die vierbeinigen natürlich - zum Militärdienst stellen. Das gibt lange Gesichter, wenn so ein spritziger Veterinär eine ganze Bibel von Fehlern und Mängeln ins Verbal eintragen läßt, oder gar die Annahme des Pferdes verweigert. Da heißt es schnell: „Was wett o so ne junge Lappi vürstah, das isch wieder eine vo d'r neue Mode, seligs Roß wolle ga z'vernütige!“ Lieber läßt sich ein richtiger „Rösseler“ einen Schelm schimpfen als sein Roß einen Klepper. Und das ist gut so und mag immer so bleiben, wie wir zuversichtlich hoffen wollen!

Berry

Stolze Rosse

Wie Ahasver, der ewig Wandernde, ziehen wir durch das wehe Frankreich, dessen Horizonte unendlich scheinen. Überall, auch im kleinsten Ort, werden wir gastfreundlich aufgenommen, sitzen am Kaminfeuer einfacher, braver Leute, schließen Bekanntschaften, die einen Abend, und Freundschaften, die ein Leben dauern werden, um am frühen Morgen den gastlichen Herd zu verlassen.

Vom Nivernais wechseln wir hinüber ins alte Herzogtum Berry. Hier dominiert auf der Landstraße wie in alten Zeiten das Pferd. Schwere, wohlgenährte und doch erstaunlich flinke Rosse aller Farben, malerisch aufgeschirrt mit breiten, kupfernen Kummetscheiten, Hammelfellen und Pferdeschweifen, ziehen hochrädige Karren und Reisechaisen in selbstbewußtem Stolz durch ein pittoreskes Land alter Schlösser, Burgen, Städte und stadtähnlicher Dörfer. Eine Ausbeute besonderer Art bietet die alte Residenz Berrys, das türmreiche Bourges mit seinen alten, schönen Bauten verschiedener Epochen dem Auge des Malers. Am stolzen Schloß Charost vorbei, dessen Besitzer Herzog Charost de Béthune schon zwanzig Jahre vor der großen Revolution die Frondienste auf seinen Gütern abschaffte, wertvolle Industrien einführte und die Bauern in rationeller Landwirtschaft unterwies und deshalb, nach vorübergehender Verhaftung unter dem Jubel des Volkes heimgeleitet, vom Revolutionsausschuß mit dem Titel „Vater der leidenden Menschheit“ geehrt wurde, geht's nach dem schönen Issoudun. Hier schrieb Balzac seine unsterblichen, tolldreisten Geschichten, hier auch weilte Agnes Sorel, bevor sie in das königliche Schloß nach Loches zog.

Die Trompete von Moskau

Die landschaftlichen Schönheiten und historisch interessanten Stätten drängen sich nun zu solcher Fülle, daß es nicht im Rahmen dieses Buches liegen kann, sie auch nur zu erwähnen. Schlösser und malerische Orte ohne Zahl durchziehen wir bei lachendem Sonnenschein und wieder in sturmgepeitschtem Regen und lassen aufmerksam unser Auge über altersgraue Türme, wappengeschmückte Tore, schiefe Hausfronten mit schönen Erkern und Giebeln, krumme und enge Altstadtgassen schweifen.

Wir sehen das Schloß der Herzogin von Châteauroux, der Maitresse Ludwigs XV., und wie wir nach Loches gelangen, die Heimat des unsterblichen Rabelais und das Schloß der schönen Ninon de Lenclos. Sie lebte nach dem Vermächtnis ihres Vaters, eines illustren Kriegshelden der Touraine, der ihr auf seinem Totenbett empfahl, ihr ganzes Leben der Liebe zu widmen, denn dies sei die einzige, einer schönen Frau würdige Beschäftigung in dieser Welt. Seine Tochter Ninon blieb bekanntlich bis ins höchste Alter schön, zog Kavaliers aller Länder in ihren Bann, wie eine Fackel in der Nacht die Falter. Sie war es, die den allmächtigen Kardinal und Minister Richelieu, als er um ihre Gunst warb, im Narrenkleid mit Kastagnetten tanzen ließ und dann doch abwies, von mächtigen Freunden seinem vernichtenden Rachezorn entzogen.

Wir stehen auf den stolzen Zinnen des Königsschlusses von Loches, das in gigantischen Ausmaßen über dem Städtchen gleichen Namens thront und dessen älteste, längst verfallene Türme von den Galliern angelegt wurden. Durch einen wundervollen Park, mit einer mächtigen Eiche, die Franz I. pflanzte, gelangt man in den Flügel, den Agnes Sorel bewohnte. Einige Locken von ihr sind noch aufbewahrt. Ihr Grabmal, während der Revolution von Fanatikern halb zerstört, ist heute restauriert.

Wir steigen schauernd mehr als hundert Tritte tief hinunter in die Verließe des gewaltigen Burgfrieds. Hier schmachtete, ohne je wieder Sonne, Mond und Sterne zu sehen, in einem finstern Gemach zehn Jahre bis zu seinem Tode der Herzog Sforza von Mailand, nach der Schlacht von Novara dahin geschleppt. Hier schrieb er bei einem schwachen Schimmer von Tageslicht, das ein kleines, dreimal vergittertes Loch durch sieben Meter dicke Mauern läßt, seine herzbewegenden Klagen an die stummen, kalten, feuchten Wände. Wir sehen viele Kerker ohne ein einziges Fenster, wir sehen die Folterkammer mit den teuflischen Werkzeugen finsterner Gewaltherrschaft, und wie wir aufatmend und dankbar wieder an das Licht der herrlichen Sonne treten, haben wir einiges Verständnis für die Unabwendbarkeit der großen Französischen Revolution gewonnen, die diese Kerker zerbrach.

In einem Nebengebäude das interessante Museum von Folklore. Darin nebst einer Fülle historischer Sammlungen aus Krieg und Frieden aller Epochen ein Gegenstand, klein und unscheinbar, vor dem ich lange tiefbewegten Herzens stehen bleibe. Es ist die Trompete des Kürassiersergeanten Carrez, Stabshornist des größten Feldherrn aller Zeiten. Mit dieser Trompete hat Carrez auf Befehl Napoleons im Jahr 1812 im halbzerstörten Kreml zu Moskau zum Rückzug der Großen Armee geblasen. Du gute, alte Trompete, nun hängst du hier an diesem rostigen Nagel, deine Stimme ist verklungen und doch hat sie mit ihrem Klang eine

Zeitwende herbeigerufen und der glanzvollsten Epoche zum Abschied geblasen. Du stumme, alte Trompete, sprich, erzähle uns, wie alles war! Wie dich der stolze Gardesergeant Carrez auf seinem stolzen Schimmelhengst durch ganz Europa nach dem fernen Moskau trug und wie er sich mit dir durch die Schneestürme endloser Steppen müde und hungrig und todestraurig inmitten immer kleiner werdender Heersäulen, von blutlüsternen Kosaken umschwärmt, von Aasgeiern verfolgt, nach dem sonnigen Frankreich zurückschleppte. Du gute alte Trompete, du hast deine Laufbahn vollendet, und wahrlich, sie war schicksalsschwer, und nun hängst du stumm an dieser Wand und sprichst doch so eindringlich zu unserm Herzen, wie nichts sonst in dieser Welt.

Touraine

Heilige Johanna

Touraine - das ist das Land der Burgen und Schlösser, die Touraine - das ist das Land der Mythen und Sagen, die Touraine - das ist das Land der Romantiker und Troubadours. Wen köstliche Geschichten der Touraine interessieren, mag sie bei Balzac nachlesen.

Hoch über dem Städtchen Chinon auf einem Felssporn ragen die Ruinen des alten Königsschlusses, das eigentlich drei gewaltige Burgen, unter sich mit Mauern, Wehrgängen, Bastionen, Brücken über abgrundtiefe Wassergräben verbunden, umfaßt. Wenn man an einem leuchtenden Abend auf den stolzen Zinnen dieser vielen Türme steht, schweift der Blick über das weite Tal der Indre, die mit zahllosen Nebenläufen ein herrliches Land durchzieht und oft stundenweit überschwemmt, unzählige Seen mit kleinen Inseln bildend und das Gold der sinkenden Sonne in Tausenden von Wasserflächen zurückstrahlend. Unsere Gedanken aber wandern zurück in jene fernen Tage des Frühjahrs 1429. Frankreich ist zerrissen, seit Jahren wütet der Krieg, die Großen sind uneins, die Engländer haben das halbe Land besetzt und berennen seit Monaten die gute Stadt Orléans. Der Dauphin sitzt auf der mittlern Burg zu Chinon, sein Heerbann liegt im kleinen Städtchen, sein Gefolge ist mißmutig und kampfmüde und das arme Frankreich hat keine Beschützer mehr. Der Dauphin, ein unscheinbarer, kleinlicher, energieloser und schief blickender Mensch, wird von seiner eigenen Mutter als Bastard verschrien, weil sie den Thron von Frankreich und Navarra ihrer Tochter und dem englischen Schwiegersohn verschachern möchte. Da kommt vom weiten Domrémy sonderliche Kunde. Ein Herr von Baudricourt schreibt, eine Jungfrau habe sich mit einem Ritter, einem Reitknecht und zwei Fußknechten auf den Weg nach Chinon gemacht, das heilige Frankreich und den Thron zu retten.

Ein endlos weiter, ein überaus gefährlicher Weg von Domrémy in der Champagne hinunter nach dem fernen Chinon. Überall lungern beutegierige Söldner, entlassene Landsknechte herum, an den Hohlwegen lauern Räuber und Halsabschneider, und durch die tiefen, fast

ungangbaren Wälder streifen Beutemacher aller Nationen. Sechzehn Tage dauert der Ritt und ein Wunder ist es, daß der kleine Trupp am 6. März glücklich Chinon erreicht. Drei Tage muß Johanna im kleinen Städtchen unten warten und nur ihre sehnsuchtsvollen Blicke dürfen hinaufschweifen nach dem königlichen Schloß, dessen lange, graue Mauern erdrückend schwer auf die engen, schmalen Gassen von Chinon niederlasten. Am Abend des 8. März wird sie endlich vom Dauphin inmitten eines glänzenden Gefolges von 50 Herzogen, Grafen und Rittern empfangen. Der Dauphin ist der unscheinbarste unter ihnen und hat zudem, um ihren Scharfsinn zu erproben, den Thronessel am Kaminfeuer durch einen seiner Vasallen einnehmen lassen, während er sich unter die Höflinge mengt. Johanna aber geht direkt auf ihn zu, beugt ihr Knie und berichtet mit begeisterten Worten von ihrer göttlichen Sendung, das Land von den Feinden zu säubern und ihn zur Krönung nach Reims zu führen. Mißtrauisch willfährt der Dauphin ihrer Bitte nach einer Besprechung unter vier Augen und verabschiedet sein Gefolge. Nun sitzt er, ein linkischer, verschüchterter, junger Mensch vor den flackernden Holzklotzen des großen Kaminfeuers und horcht skeptisch ihren hinreißenden Worten und Beschwörungen. Sie zerstreut seine Zweifel an seiner Legimität und gewinnt langsam ein gewisses Zutrauen.

Wir sehen noch die Feuerstelle und den mächtigen Kamin, der hoch oben in der zweiten Etage an der Mauer klebt, und seltsame Wehmut durchzieht unsere Gedanken beim Anblick dieser alten, durchwetterten Mauern.

Bis zum 20. April muß Johanna warten, sie verbringt ihre Zeit in einem kleinen Wehrturm mit gotischem Gewölbe, der noch ganz erhalten ist. Peinliche Verhöre und Nachforschungen in Domrémy und Vaucouleurs schieben den Entscheid immer wieder hinaus. Die hohe Geistlichkeit, der sie schlagfertig antwortet, vermutet den Teufel im Spiel, heftig streiten sich zwei Hofparteien für und wider ihre Berufung. Endlich, am 20. April erhält sie die unumschränkte Kommandogewalt, zieht ritterliche Rüstung an, führt das Heer nach Orléans, schlägt die Engländer und befreit Frankreich, um den Dauphin zur Krönung nach Reims zu führen. Wie sehr sie von ihrer göttlichen Sendung überzeugt war, beweisen die vergilbten Protokolle ihres Prozesses, mittels welchem sie pfäffische Dummheit und die Interessen der Großen zum Feuertode führte, wobei der undankbare und schwächliche König Karl keinen Finger zu ihrer Rettung rührte. Noch als die Flammen des Scheiterhaufens emporloderten, rief sie begeistert: Meine Stimmen haben nicht gelogen.

Nein! Deine Stimmen haben nicht gelogen, du herzhafte Tapfere, du Erhabene, du Unsterbliche! Wir nehmen in tiefer Ergriffenheit Abschied von dieser alten Schloßruine, wo an einsamem Kaminfeuer ein armes Mädchen von Domrémy mit dem Feuer ihrer Begeisterung das große Frankreich vor endgültigem Zerfall bewahrte.

Weidenstrünke

Wie wir am nächsten Tage unsre Straße ziehn, genießen wir ein herrliches Landschaftsbild. Weithin hat die Indre das Land überschwemmt und aus den klaren Wasserflächen ragen viele

tausend Bäume und Weidenstrünke. Auf einer der vielen Inseln weiden drei Pferde, wie uns ein Bauer sagt, wurden sie durch die Flut abgeschnitten, vier Tage schon sind sie sich selbst überlassen und scheinen guter Dinge. Erst wenn die Fluten zurückweichen, wird sie ihr Besitzer heimholen können.

Die Straße führt wieder durch einen ausgedehnten Wald. Pfeuti schickte ich voraus, Quartier zu machen. Die Sonne weicht hinter düstere Wolken und ein scharfer Wind beginnt, einen kalten Regen über die Lande zu tragen. Im Chausseeegraben bemerke ich ein altes, erbarmungswürdiges Zigeunerpferd. Nie in meinem Leben sah ich ein abgeschundeneres, elenderes Tier, alle Rippen und Knochen scheinen durch ein dünnes, struppiges Fell stoßen zu wollen. Wie ich schon hundert Schritte weiter bin, kehre ich zurück, steige von meinem Rappen, packe meinen gesamten Hafervorrat vom Sattel und schütte ihn dem bedauernswerten Tier in den Straßengraben. Befremdet schnuppert es erst daran, seit Jahren wohl hat es nie mehr Hafer bekommen, dann beginnt es gierig zu fressen. Zwei struppige Zigeuner steigen aus der Karre und schauen verständnislos zu. Ich bleibe noch eine Viertelstunde als Wache, denn die beiden Kerle wären imstande, den Hafer zusammenzuraffen und zu verkaufen. Wie ich ihnen zornig meine Meinung sage, zucken sie nur gleichgültig die Schultern und wenden sich wieder unter die schützende Wagendecke, ihr bedauernswertes Tier ohne Decke der rauhen Witterung überlassend. Ohrfeigen möchte ich die beiden und habe doch auch wieder Mitleid mit ihnen, denn sie sehen selbst abgerissen und hungrig aus. Meine ganze Reisefreude ist für diesen Tag dahin und Pfeuti wundert sich, wie ich das Abendmahl fast unberührt stehen lasse.

Vendée

Herz Jesu

Nun ziehen wir hinüber in ein Land, dessen Geschichte unser Gemüt mit untragbarer Schwere belastet - in die Vendée.

Die Vendée - das ist ein strahlender Himmel, der vom salzigen Meer aufsteigt, sich unendlich hoch in unwahrscheinliche Fernen wölbt um über den fernen Bergen von Anjou in bläuliche Ungewißheit abzufließen. Die Vendée - das ist eine wimmernde Totenklage, die um niedrige Büsche schwebt und im sturmgepeitschten Regen finsterer Nächte verweht. Die Vendée - das ist die unverbrüchliche Treue zum angestammten König bis auf den heutigen Tag. Die Vendée - das ist der Bürgerkrieg.

Die Französische Revolution hat in beispiellosem Siegeslauf eine zwölfhundertjährige Dynastie zerschmettert und das alte Frankreich von oben nach unten gekehrt, sie hat den verbündeten Königen den Kopf eines Königs vor die Füße gerollt, sie trotzt an allen Grenzen dem Ansturm der Söldner alter Monarchien. Die Republik gestaltet alles neu, regiert fanatisch und rücksichtslos und regiert vor allem mit viel Druckerschwärze und Papier. Das paßt den eigensinnigen und

hartschädlichen Bauern der Vendée nicht, besonders wollen sie ihre Söhne der Republik nicht geben, um gegen die Freunde ihres guten Königs zu kämpfen. Mit ihrem Adel auf den Schlössern und mit ihren Priestern leben sie im besten Einvernehmen. Wie ein Sturm erhebt sich das ganze Land vom Marais bis nach den Bergen von Anjou, zertritt die kleinen Garnisonen der Republik, hängt und ersäuft die finstern Kommissäre, wirft die Freiheitsbäume um und reißt die Trikolore von den Masten, das weiße Banner mit den goldenen Lilien aufzupflanzen. Die Adeligen, die erst ruhig abwartend auf ihren Schlössern saßen, werden von den Bauern gezwungen, an die Spitze der Bewegung zu treten. So sehen wir denn neben dem Fuhrmann und Bauern Cathélineau und dem Förster Stofflet die Marquis d'Elbé, Larochejaquelin, den Prinzen von Talmont und den gefährlichsten von allen, den Marquis de Charette de la Contrie. Ein beispielloser Bürgerkrieg, beidseitig bis zur Vernichtung geführt, läßt das ganze Land in Brand und Asche sinken, kostet die Republik mehr als hunderttausend tapfere Soldaten und entvölkert das Gebiet vom Meer bis nach Anjou. Unvergeßlich und in der Geschichte verankert der Wahlspruch des blonden zwanzigjährigen Larochejaquelin bei der Übernahme seines Kommandos: Wenn ich vorrücke, folget mir; wenn ich zurückweiche, tötet mich; wenn ich falle, rächt mich. Unvergeßlich auch der Spruch, den der tapfere Charette auf einem blutroten Herz Jesu auf seiner Brust trug: Die Ihr da klagt, sehet meine Leiden an.

Der Weg durchs Meer

Wir sehen viele einsame, graue Dörfer an sanften Hügelketten, Erdhütten mit Moosdächern im salzigen Marais, Windmühlen, deren Flügel den Vendéern als Signale dienten, wenn die Truppen der Republik nahten.

Wir sehen das stolze Schloß von Fonteclose inmitten einer Waldwiese und eines unendlichen Parkes, hier hielt der Generalissimus des Königs, Marquis de Charette, sich einen Hof schöner Frauen, die ihm als Avantgarde und Amazonentruppe dienten.

Junge, schlanke, rassige, vor Rachedurst und Wohllust fiebernde Weiber, die schönen Körper in knappe Uniformen gepreßt, die schlanken Beine in zierlichen Stulpenstiefeln, breitrandige Federhüte auf der Fülle ihrer ungepuderten Locken. Da ist die schwarzlockige feurige Frau de Fief, die es auf die republikanischen Offiziere abgesehen hat; die schlankgebauten Schwestern de Coetus, die in rasendem Galopp die Zügel zwischen die blanken Zähne nehmen, um Degen und Pistole zugleich führen zu können, die hübsche Frau von Monsorbier, die auf ihrem Schimmel die Standarte voranträgt; die junge Witwe de Bulkeley, die ihren Rachedurst für den guillotinierten Gatten nicht sättigen kann; die blonde Marquise de la Rochefoucauld, die ihren schäumenden Rappen mitten in die trikoloren Bajonette spornt; die dunkellockige Comtesse de Lamarche, die mit ihrem Vollblut flüchtende Kommissäre überholt und zum Zweikampf stellt; die Baronin de Foyneau und die Marquise de la Roche, welche stets beanspruchen, nächtliche Überfälle zu leiten.

Den eigentlichen Rahmen und das Kader seiner Bauerntuppen aber bildet eine Kompanie Schweizergardisten unter dem Kommando des Hauptmanns Keller von Wiedlisbach. Sie gibt

diesen losen Bauernkohorten, die meist nur mit langen Stöcken, Knüppeln und Sensen bewaffnet sind, das militärische Rückgrat.

Wir sehen die schöne Insel Noirmoutier, die ihre roten Felsen in die Wogen des rollenden Ozeans taucht. Ein Pfad von 4150 Meter führt durchs Meer nach dieser Insel. Er ist nur zu gewissen Stunden der Ebbe gangbar, sonst rollen die Wogen des Ozeans hoch über ihn hinweg. Wehe dem Wanderer, den die urplötzlich steigende Flut überrascht. Erreicht er nicht einen der Rettungskörbe an hohem Mast, ist er unrettbar verloren. Über diesen Pfad zog, eine Stunde vor der Meeresflut, Charette mit seinen Bauern aus dem Lande Retz und dem Marais. Als die Letzten die Ufer der Insel erkletterten, reicht ihnen die Meeresflut schon bis zum Hals. Es gibt nur eines noch: siegen oder sterben. Die stark besetzte Insel wird im Sturm genommen, achthundert überlebende Gefangene werden in das große Schloß inmitten des Städtchens Noirmoutier gesperrt, später nach Bouin hinübergeführt. Hier trifft die Kunde von der Enthauptung der Königin Marie-Antoinette ein. Charette läßt sämtliche 800 Mann mit allen Offizieren ans Meer stellen und füsillieren, schickt darüber ein Protokoll an den Wohlfahrtsausschuß in Paris und fordert damit die ungeheuerlichste Rache heraus.

Der Nationalkonvent rast, er befiehlt dem Revolutionsgeneral Haxo bei seinem Kopfe, „die Insel Noirmoutier wiederzunehmen, oder im Meere zu ersäufen“; er wirft Armee um Armee nach dem Westen mit der Parole: „Soldaten der Freiheit! Die Räuber der Vendée müssen vernichtet sein, eh' der Mond sich erneuert! Das Wohl des Vaterlandes verlangt es, die Ungeduld des französischen Volkes gebietet es, Euer Mut muß es vollbringen!“

Schlagwetter

Der Frühling ist ins Land gezogen, dampfend dehnen sich braune Äcker dem Licht der Sonne entgegen und Charettes Bauern lauschen sehnsuchtsvoll dem Schlag der Amsel. Sie wünschen sich an den Pflug zurück und täglich verschwinden Dutzende. Der General läßt sie ziehen. Er hat jetzt außer seinen Amazonen und Schweizern nur noch dreihundert Bauern aus dem Lande Retz, die längst keine Heimat mehr haben. Aber wenn er Boten nach den vier Winden schickt, die Sturmglocken zu läuten, wird er dreißigtausend harte Bauern um sich haben. Trotzdem ist die Kriegslage für ihn bedrohlicher als je. Die Republik hat auf allen Fronten Ruhe und Truppen freibekommen. Die Spanier haben Frieden geschlossen, der prahlerische Herzog von Braunschweig ist mit seinen Söldnern abgezogen, die Belagerungen von Condé und Mainz sind aufgehoben, die Österreicher sind an den Po zurückgewichen. Alle andern Vendéer sind längst bezwungen, die große königliche und katholische Armee restlos vernichtet, Larochejaquelin, Cathélineau, Bonchamps sind gefallen, einzig im hohen Poitou wehrt sich verzweifelt der Förster Stofflet mit einem Tausend treugebliebener Bauern.

Zwanzig grimme Revolutionsgenerale halten die Vendée umstellt. Ihnen brennt ein Befehl des Wohlfahrtsausschusses in der Tasche, der heute noch erhalten ist und lautet: „Soldaten des Westens! Ihr müßt in dieses aufrührerische Land dringen, alle Städte, alle Dörfer, alle Schlösser, alle Weiler, alle Scheunen, alle Vorräte, selbst die Hundehütten niederbrennen! Ihr

müßt dieses Land zu einer Wüste machen, in der weder ein Vogel in der Luft, noch ein Fisch im Wasser, noch ein Wurm in der Erde sich regt!" Selbst seinen Namen wollen sie dem armen Lande rauben, es soll hinfort nicht mehr Vendée, sondern «Pays vengé⁷» heißen.

Der grimme Haxo hat die Insel Noirmoutier wieder genommen, den schwer verwundeten Marquis d'Elbée auf einem roten Sessel ins Freie tragen und füsillieren lassen, die ganze Vendéische Besatzung im Meere ersäuft. Dem Konvent hat er versprochen, innert drei Wochen Charettes Kopf oder den seinen abzuliefern. Unvorsichtig dringt er mit seiner großen Armee in die buschreiche Vendée vor, „seine Soldaten triefen vom Blute erschlagener Frauen und wehrloser Mädchen, sie tragen in Massen auf ihren Bajonetten aufgespießte kleine Kinder und Säuglinge“, meldet der zuverlässige Historiker. Charette, statt vor seiner Übermacht zurückzuweichen, zieht ihm mit sechstausend Mann entgegen, überrascht und schlägt seine Vorhut vernichtend bei Montaigu. Die Wut der Bauern angesichts der ermordeten kleinen Kinder kennt keine Grenzen mehr. Wie ein Schlagwetter stürzt sich Charettes vielmal kleineres Heer auf die zweiundzwanzigtausend Mann Haxos. Drei Stunden dauert der Kampf, nur wenige Republikaner entkommen, von den Amazonen leidenschaftlich verfolgt. Unter den Toten findet man auch den grimmigen Haxo.

Charette schlägt in mehr als dreißig Schlachten und Gefechten die berühmtesten Generale der Republik, vertreibt den sieggewohnten Kléber, vernichtet den finsternen Tuncq, den fanatischen Quétineau, den prahlerischen Santerre, den tapfern Marceau; seine Fähigkeit, aus dem geheimnisvollen Busch aufzutauchen, einen unwahrscheinlichen Sieg mit unterlegenen Kräften an sich zu reißen, ist längst legendär geworden. Bei seinem Auftauchen ergreifen vielmal stärkere, kriegsgewohnte Truppen der Republik Hals über Kopf die Flucht. Wenn seine Amazonen vor den Mauern streifen, räumen große Garnisonen wohlbefestigte Plätze. Charette selbst ist der erste beim Angriff, der letzte beim Rückzug. Seine Soldaten und seine Feinde halten ihn für kugelfest.

Da zieht die Mainzer Armee heran, viele fanatische Kommissäre begleiten sie. Der Ruf unerbittlicher Grausamkeit und beispielloser Tapferkeit geht ihr voraus. Selbst die Mutigsten unter Charettes Bauern beginnen zu zagen, denn der Weg der Republikaner zeichnet sich stundenweit durch niedergebrannte Dörfer und Schlösser und Weiler. Flüchtlinge bringen entsetzliche Kunde, wie diese Mainzer durch Gliederabschneiden die Gefangenen martern, bevor sie ihnen den Gnadenstoß geben. Ängstlich tuscheln die Bauern am flackernden Lagerfeuer. Da tritt Charette mitten unter sie, seine feurigen Augen scheinen die Zagenden durchbohren zu wollen: „Gedenkt Eures Eides, den Ihr in die Hände heiliger Priester schwuret, gedenkt Eures Treuegelöbnisses an Euren König, wollt Ihr Euch wie Dachse aus dem Bau räuchern lassen?“

Und wie sie staunend aufhorchen und dann in frenetischen Jubel ausbrechen, besteigt er seinen bäumenden Rappen und ruft mit heller Stimme über die Köpfe seiner Bauernsoldaten hinweg:

⁷ gerächtes Land
www.hans-schwarz.ch

«Mes enfants!
Pour nous cette armée de Mayence,
n'est qu'une armée de fayence!
Suivez-moi!⁸»

Und sein Degen weist in die Ferne, wo die Rauchfahnen verbrannter Dörfer schwelend am Horizont hinlagern. Seine Bauern verfallen in eine verzückte Raserei, das kleine Heer setzt sich mit dem sinkenden Abend in Bewegung. Die Mainzer werden bei Mortagne völlig überrascht; Zwölftausend tapfere Soldaten, die mit Erfolg dem König von Preußen trotzen, erliegen den Stöcken und Sensenhieben der Vendéer, nur wenige retten sich, die Kunde des Entsetzens in entfernte Garnisonen zu tragen.

Insel Gottes

Britannien ist endlich entschlossen, Charette energisch zu unterstützen und auch der Graf von Artois findet es an der Zeit, das Schwert umzugürten. Wahrlich, auch wir finden es an der Zeit, soll nicht diese beispiellos tapfere Erhebung nach bald drei Jahren Heldenkampf in sich zusammenbrechen. Und so sieht unser geistiges Auge im Nebel der fernen Themsemündung eine gar eifrige Tätigkeit, sieht einen geschäftigen Lord Moira und einen gewandten Generalmajor Doyle Truppen zusammenstellen und Emigrantenkorps ausheben! Magst du zittern, du grausam stolze Republik der Gallier, magst du dich vorsehen, du junger General Hoche, der du für uns nichts bist als ein gewöhnlicher Gardesergeant - jetzt kommen wir und sind anscheinend höchst begierig, in die Sümpfe des Marais und die Berge von Anjou zu eilen, die Welt in Staunen und Bewunderung zu setzen. Eine Flotte von zweiunddreißig wohlbestückten Fregatten und hundertvierundvierzig Transportschiffen schaukelt mit gerefften Segeln vor Anker, achttausend rotrockige, englische Soldaten und Emigranten schiffen sich ein mit vielen Kanonen und Pferden und Vorräten. Ein Regiment der flotten, britischen Ulanen geht an Bord, dann sechs Emigrantenregimenter, das Regiment Choiseul, das Regiment Allonville, das Kavallerieregiment Rohan, das Jägerregiment zu Pferd York, das Garderegiment Castres und das Regiment de Mortemair. Unter klingendem Spiel sämtlicher Musiken, mit flatternden Fahnen und Wimpeln lichtet diese gewaltige Armada am 25. August dieses merkwürdigen Jahres 1795 die Anker, um nach Galliens Westküsten zu segeln, einem Charette, einem Stofflet zu zeigen, wie man mit diesen trikoloren Briganten spricht.

Charette hat Kunde und erwartet mit Ungeduld die Landung dieses Korps. Mit hunderttausend Mann zu Fuß und zwölftausend Reitern hetzt die Republik den Herrn von Fonteclose, der nur noch über dreihundert halb verhungerte, zerlumpfte, im Dreck erstickende Bauern verfügt. In einsamen Wäldern und Dickichten lagern diese ausgemergelten, geisterhaften, letzten Kämpfer des Königs wie Tote, bis sie Charettes Kommando vor anpirschenden Husaren weiterschreckt oder zu einem Überfall auf einen todgeweihten Feind führt. Jedes Nachtlager, jedes Brotstück

⁸ Meine Kinder, für uns ist diese Armee aus Mainz nur ein Gebilde aus Fayenzen (Keramiktechnik). Folgt mir!
www.hans-schwarz.ch

muß blutig erkämpft werden, während sie in einsamen Hütten sich ein karges Mahl bereiten, binden sie die Bauern an die Bettpfosten, um nicht inzwischen verraten zu werden.

Die Flotte des Grafen von Artois passiert die Insel Noirmoutier, fordert sie zur Übergabe auf. Die stolze Antwort des Kommandanten Cambray - er sollte unter dem großen Napoleon noch unsterblicheren Ruhm ernten - lautet, wie einst die Antwort des helvetischen Divico an die Römer: Komm und hole sie! So beschließt der tapfere Artois, die Ile-Dieu anzulaufen, denn diese Insel ist völlig unbesetzt und nur von einigen armen Bauern bewohnt.

Zwischen Charette und der Küste, die der Insel Gottes gegenüberliegt, stehen die mächtigsten Garnisonen des Generals Hoche, doch er ist fröhlich und guter Dinge. Mag die Republik die Küste mit Heeren besetzen, dicht wie Ameisenschwärme, er wird sich auf sie stürzen und sie ins Meer werfen, den Statthalter seines Königs zu empfangen. Der tollkühne Ritter de la Rivière vermittelt in dunklen Nächten die Botschaften, wobei er die Insel schwimmend erreicht und verläßt. Drei Wochen wird hin und her verhandelt, alles ist vereinbart, die Landungspunkte, die ersten Treffen, die geheimen Zeichen und Signale. Immer wieder verschiebt der tapfere Graf von Artois die Termine, Charettes Nerven, die in diesen drei Jahren der schrecklichsten Schicksalsschläge standhielten, drohen zu reißen. Da erscheint zum letzten Male am 25. Oktober Rivière, sein zerstörtes Gesicht kündigt üble Nachricht. Seine königliche Hoheit ersuche den tapfern Generalissimus des Königs, auszuharren, ihr Kriegsrat aber habe beschlossen, die Landung endgültig auf das kommende Frühjahr zu verschieben.

Charette streichelt dem schluchzenden, vielgetreuen und tapfern Boten liebevoll die Wangen, wendet sich schroff um, er muß seine bitteren Gedanken zurückdrängen bei so viel Erbärmlichkeit und Feigheit.

Und wenn wir unsere Blicke hinüberschweifen lassen nach der Insel Gottes, jenem kleinen, verlorenen Felsen im weiten, unendlichen, gewaltigen Meer, so bemerken wir ein gar eifriges Treiben und Hasten. Die Zeltstadt wird abgebrochen, Kisten und Kasten werden gepackt und rastlos rudern Schaluppen mit rotröckigen, englischen Soldaten zwischen den Transportschiffen und der Insel hin und her. Es geht nicht ohne viele Verwünschungen und heftiges Fluchen, wie das beim Seevolk üblich und auch anderorts in der Welt gebräuchlich ist - wie wir alle wissen.

Du stolzer Graf von Artois, du wirst nun zurücksegeln nach dem sichern London, du wirst, umgeben von Albions Macht mutige Anfeuerungen und Aufrufe an die zerlumpten, verlausten, entkräfteten dreihundert letzten Bauern und ihren Führer erlassen, sie an ihre Pflicht gemahnend, auszuharren bis zum Tode und bis zum bitteren Ende! Fürwahr, wenn Worte Pfeile wären und Drohungen zu Granaten würden, du würdest diese Republik zerschmettern und in den Abgrund der tiefsten Hölle stürzen. Du wirst noch lange neunzehn Jahre in der Verbannung leben, wirst den Aufstieg und den Niedergang des großen Korsen sehen, wirst nach vielen Verschwörungen und Intrigen am 12. April 1814 nach Paris eilen als Statthalter des Königs, wirst zehn Jahre später selbst den Thron des heiligen Ludwig besteigen, um, wenn die Zeit gekommen, dem Sohn des berühmten Philippe-Egalité Platz zu machen.

So unberechenbar und sonderlich wird die Weltgeschichte in ihrem Zickzackkurse ablaufen, wird Menschen unendlich emporheben und stürzen sehen im ewigen Wechsel des Geschehens. Konvente, Wohlfahrtsausschüsse, Direktorien, Konsulate, Kaiserreiche, Bürgerkönigreiche werden auftauchen und versinken, in gehöriger und durchaus logischer Reihenfolge, eines aus dem andern sich entwickelnd um endlich wieder der einen und unteilbaren Republik Platz zu machen, ob für immer, wissen wir nicht!

Waldpfade

Monatelang noch hält Charette dem Ansturm stand, taucht auf, schlägt sich und verschwindet auf einsamen Waldpfaden. Die letzten seiner Bauern und Amazonen fallen. Mit einem einzigen Begleiter, dem Deutschen Pfeiffer, ist er im Walde von la Chabotterie verschwunden.

Eine kalte Regennacht des 23. März 1796. Eine trübe Lampe brennt im Halbdunkel einer halbverfallenen Waldhütte. Charette ruht im weichen Arm der schönen Marquise von Grégo, draußen hält Pfeiffer Wache. Der General ist verwundet, die Marquise wischt ihm mit einem Seidentuch Blut und Schmutz von der Stirn. Charette ahnt nicht, daß sie in geheimer Sendung des Revolutionsgenerals Hoche steht, er sieht mit fieberglänzenden Augen in das schöne, jugendfrische Gesicht, fährt mit der gesunden linken Hand durch ihr seidenweiches, lockiges, goldblondes Haar. Ein berauschendes Parfüm erfüllt die rauchgeschwängerte, armselige Hütte, und wenn sich die Frau über Charette beugt, ihn leidenschaftlich zu küssen, entblößt sich fast ihr herrlicher Busen. Charette ergreift ihre langfingrige, schmale, feine Hand und führt sie immer wieder leidenschaftlich an die Lippen. Durch Blutverlust geschwächt, sinkt er in einen schweren, tiefen Schlaf. Ein lockender Traum führt ihn in goldene Gefilde, er streift Hand in Hand mit der göttlich-schönen Marquise durch blumenreiche Fluren. Plötzlich fährt er aus tiefem Schlaf empor. Seine Erinnerung kehrt nur allmählich zurück, Schweiß perlt auf seiner Stirn, trübe liegt der Docht der Lampe in den letzten, flackernden Zügen. Die Marquise ist verschwunden, nur noch der berauschende Duft ihres Parfüms schwebt um ihn. Leise ruft er ihren Namen - war alles nur ein Traum?

Da fährt er mit einem Ruck empor, draußen fallen Schüsse, die Türe fliegt auf, Pfeiffer springt in langen Sätzen herein, schlägt mit einem Faustschlag die Lampe vom Tisch: „Die Blauen sind da, auf, General!“ Schon schlagen die Kugeln in die Lehmwände, wie sie zum niedern Fenster der Rückwand ins Gebüsch fliehen. Pfeiffer reißt Charettes hohen Hut vom Kopf, setzt ihn auf und bleibt stehen, die Jäger des Generals Travot sind bei ihm, kämpfend wie ein Löwe fällt er unter den Bajonetten. Charette taumelt in den Wald, stürzt, geblendet von klatschenden Zweigen, erhebt sich, da sind sie über ihm. Zwanzig, vierzig, hundert Jäger. Ein Offizier tritt vor: „Wer bist du?“

Charette lächelt: „Ich bin der, den du suchst, General Charette,“

„Ist es wirklich wahr?“ fragt ungläubig der Republikaner.

„Charettes Ehrenwort.“

„Hinweg da“, befiehlt Travot, denn er ist es selbst, den Jägern, die mit der Wucht ihres Körpers den verwundeten General zu Boden drücken. Er hilft eigenhändig, Charette aufzurichten, reicht ihm die Hand und hält sie lange in der seinen. Die Republik hat so hohe Achtung vor ihrem endlich besieigten Gegner, daß sie ihm Pardon anbietet mit sicherem Geleite nach der Schweiz. Er weist das Angebot zurück, er ist müde und will sterben. Mit königlichen Ehren wird er in Nantes erschossen.

Mühsam finden wir auf der Place Viarme sein Gedenkkreuz, zwischen Hausmauern versteckt. Ich lege, in Ermangelung von Lilien, einen Strauß weißer Glyzinen nieder.

In Nantes werden wir auf dem Schweizerkonsulat von Herrn Konsul Senger festlich empfangen, hohe französische Offiziere sind da, viele Journalisten, die mich interviewen, Damen und Herren der Schweizerkolonie. Kamerad Leutnant Blau von Muri bei Bern, der in der hiesigen Industrie eine hohe Stelle einnimmt, ist uns eine Stunde weit entgegengefahren und hat uns durch die Stadt Nantes gelotst, die an Bevölkerungszahl Bern mehr als zweimal übertrifft. Wir besichtigen die großen Brauereien der Meuse, tragen unsere schlichten Namen neben diejenigen von Ministern und Fürstlichkeiten ins goldene Buch, „Arbalète“ aber erhält in ihrer wundervollen Boxe noch viel mehr Besuch als wir, von überall her kommen Offiziere und Bürger, dieses Wunderpferd zu bestaunen. Herr Blau führt uns in zuvorkommender Weise herum und stellt uns sein eigenes Auto zur Verfügung. Die Presse widmet unserm Raid gehaltvolle Artikel, wir ernten mehr Ruhm in einem Tag als sonst in zehn Jahren und sind ganz beschämt, denn Weltwunder haben wir schließlich keine vollbracht.

Bretagne

Wellen der Loire

Sonnenuntergang am blaugrünschillernden Meer! Goldner Abendschein am Hafen von Pornic im Lande Retz! Unvergeßlich wirst du uns bleiben, denn wir haben dich in deiner Herrlichkeit gesehen. Unsere Gedanken folgen dir, du Feuerball der Welt, du streust verschwenderisch dein Gold auf schaumgekrönte Wogen, die sich an purpurdunklen Felsen brechen, um in geheimnisvolle Tiefen zurückzusinken. Welche Kraft der Götter wohnt in dir, du ungestümes Meer!

Unvergeßlich auch ein Mittagmahl beim Grafen von Montessus de Bully. Da sitze ich, der Sohn einfacher Bürgersleute, am prasselnden Kaminfeuer inmitten von Komtessen, deren strahlende Schönheit und blühende Jugend geadelt wird durch altfranzösischen Charme und den funkelnden Esprit geistreicher Causerie. Livréediener mit weißen Stulpenhandschuhen öffnen die Flügeltüren zum Speisesaal und stehen Parade, während wir hinüberziehn nach dem feierlichen Zeremoniell alter Zeiten, der Graf mit seiner ältesten Tochter, dann meine Wenigkeit, mit der bezaubernden Gräfin am Arm, uns folgend die jüngern Komtessen und als Beschluß die englische Erzieherin. Ein Mahl von unzähligen Gängen, Vor- und Nachspeisen und sechserlei Wein, so fliegt die Zeit auf Flügeln dahin, und es ist weit über 4 Uhr nachmittags, wie ich mich mit vielem Dank von den Damen verabschiede. Dabei habe ich Pfeuti Weisung erteilt, „Arbalète“ um ein Uhr gesattelt bereitzuhalten. Der Graf führt mich in seinem Wagen zum Hotel und lädt mich zum Besuch auf seine Schlösser ein.

Der Abend beginnt schon herabzusinken, wie wir der Loire entlang hinaufziehn, denn wir wollen mindestens noch nach dem 39 km entfernten Ancenis. Man kennt uns jetzt schon allerorten, die Leute bleiben stehn, die Kunden treten aus den Läden und rufen uns Abschiedsworte nach. Besonders herzlich die Arbeiterbevölkerung, die oft gruppenweise klatscht und «vive la Suisse» ruft. Wir passieren ein Linieninfanteriebataillon, das erstaunlich schnell beim schmetternden Marsch der Clairs vorbeimarschiert. Sonderbar bekannt kommen uns die Gesichter der braven Poilus⁹ vor, das dort könnte der Bünzli-Chrigeli von Ferenbalm sein, und der mit dem verschmitzten Gesicht und gesalbten Maul der Stucki-Gödel vom Schlierenberg. Nur tragen sie hellblaue Uniformen und Stahlhelme und sprechen ein Patois, das man im Schwarzenburggraben schwerlich versteht. Rassige Offiziere in brauner Khakiuniform mit braunem Helm, die ganze Truppe macht einen vorzüglichen, flotten und sehr schneidigen Eindruck, man hat das Gefühl, der letzte Mann wisse, was er der ruhmvollen Tradition der französischen Armee schuldig sei.

Die Straße führt stundenlang durch welliges Hügelland und steigt plötzlich in großen Kehren hinunter an die Ufer der Loire, die ihr breites, silbernes Band im hellen Mondschein durch eine unvergleichlich romantische Landschaft zieht. Alte Burgen, zerfallene Türme und prachtvolle

⁹ Umgangssprachlich für den einfachen Soldaten (Poilu: der Haarige, der Bärtige)
www.hans-schwarz.ch

Schlösser spiegeln sich in deinen Fluten, du stolze Loire, du aber fließest gemächlich deine Bahn und hast doch soviel Schreckliches gesehn. Du sahst den Übergang der Vendéesch, königlichen Armee, mit Frauen und Kindern an die hunderttausend angstgehetzte Menschen, die auf schwankenden Kähnen dort bei Varades hinübersetzten, von drei mächtigen blauen Armeen gehetzt und von Klébers Husaren hierseits erwartet. Verzweifelt ringen arme Mütter ihre Hände, sie haben längst keine Tränen mehr. Ein alter Priester, unter dessen Soutane kotbespritzte Reitstiefel mit Sporen hervorsehen, versucht hier und dort mit zitternder Stimme Trost zu bringen, finster lassen entschlossene, wetterharte Bauern ihre Blicke unter buschigen Augenbrauen hinüberschweifen nach ihrer geliebten Vendée, wo unzählige Feuersbrünste den Weg republikanischer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zeichnen. Es ist eine Nacht der düstern Klage und der Verzweiflung, von einem grauen Morgen gefolgt, der diese tapfere, verzweifelte Armee durch die finstern Wälder der Bretagne ziehen sieht, fast unwahrscheinlich großen Siegen und doch gänzlicher Vernichtung entgegen.

Noch andere Geheimnisse birgst du im Schoße deiner dunklen Fluten, du stolzer, du grausamer Fluß. Der Konvent, durch den beispiellosen Widerstand der Vendée gereizt, schickt den Bluthund Carrier nach Nantes. Ein Finsterling, der einen Sulla und einen Nero an Grausamkeit bei weitem übertrifft, sitzt er als Prokonsul der Vendée zu Gericht. Adelige, Priester, Bauern, Frauen, kleine Kinder schleppen zerlumpete Henkergesellen vor seine Schranken und monoton fällt ohne Anhörung der Gezeichneten sein Urteilsspruch: Guillotinade, Sabrade, Fusillade, Noyade¹⁰. Denn auf vielerlei Arten dezimiert der Düstere das Menschengeschlecht und seinem kranken Hirn steht angeborene Grausamkeit zur Seite. So sehen wir denn die umfangreichen Gefängnisse sich leeren und wieder füllen, auf der Place de Bouffay verschlingt die Guillotine täglich 90 Menschen, am Strom der Loire wird füsiliert und von speziellen Henkerkolonnen mit bloßem Säbel Jugend und Alter, Kraft und Schönheit hingemordet, alte Kauffahrteischiffe werden mit Gefangenen gefüllt, nach der Strommitte geführt und durch Axthiebe leck gemacht, mit ihrem Sinken in ein nasses Flutengrab verhallen die Verzweiflungsschreie der Mütter und Kinder, die Verwünschungen der Krieger und die Gebete frommer Priester. Dies sind die weltberühmten Noyaden. Was sich hier im Dunkel regenschwerer Nächte abspielt, wird einst an das helle Licht des Tages gezogen werden, du grausamer Carrier! Du wirst deinen Kopf verlieren und für ewig gebrandmarkt sein in der Geschichte der Menschen.

Die Chouans

Dunkel sind deine Wälder, undurchdringlich deine Dickichte, in denen rote Beeren reifen zur Sommerszeit, du herrliche Bretagne! Unsterblich deine Helden, der stolze Graf von Cadoudal, der tapfere Ritter von Tinteniach, der einfache Waldbauer Jean Cottereau, von ihren struppigen Hirten, mit langem Lockenhaar und Ziegenfellen als Kleidung, abgöttisch verehrt. Jean Cottereau ist es, der hier der Republik die Fehde ansagt, er ruft zu Versammlungen auf

¹⁰ Köpfen, mit dem Säbel erschlagen, erschossen, ertränken..
www.hans-schwarz.ch

einsamen Waldlichtungen und von ihm her rührt der Name der Chouans. Das Zeichen der Verabredung ist der Schrei des Nachtkauzes - chat-huant - daher der Name. Die Republik wirft Armee um Armee in diese dunklen Wälder, wo nie fehlende Büchsen und scharfe Dolche die blauen Truppen erwarten. Es ist ein einsames Sterben für die tapfern Soldaten der Republik in diesen Dickichten, aus denen das Verderben auf unhörbaren Sohlen schleicht.

Der Graf von Provence in Verona und der Graf von Artois in London stellen schmunzelnd oder achselzuckend auf ihren Karten die Schachfiguren eurer Siege und Niederlagen, ihr harten, königstreuen Bauern der Bretagne! Eure Pflicht aber ist es, zu sterben, denn heilige Schwüre und eurer armen Seele Seligkeit binden euch an die Sache des Königs! Die Bürger aber in den kleinen Städten betrachten zitternd diesen Kampf. Jeder erzwungenen Hilfeleistung an die Bauern folgt blutige Rache der Republik, die viele finstere Kommissäre nach dem unglücklichen Lande sendet, und jedes Obdach, das ihr den blauen Truppen gewährt, wird prompt durch Überfälle der Chouans heimbezahlt. Wandernde Höllenspalten mit transportablen Guillotinen lassen deine Bürger erzittern und das Trampeln unzähliger Bauernholzschuhe deine Frauen erbleichen, du armes, kriegsgedrücktes Land.

Die Raben

O schönes, stolzes Schloß Laval, mit deinen Türmen, Zinnen, Erkern, mit deinen hohen Bogenfenstern und deinen wappengeschmückten Toren, mit deinen Springbrunnen und Fontänen, Karpfenteichen und Fischweihern, deinen endlosen Alleen - wie gebietend schaut du in die Lande. Was meinst du wohl, was naht da mit viel Getrappel, mit geschultertem Gewehr und krummen Säbeln, gar sonderbar und ungemütlich anzuschauen an diesem kalten Dezembermorgen des Jahres 1793. Viele Menschen sind's mit haßverzerrten Zügen, als wären sie dem Pfuhl der Unterwelt entlaufen und fänden sich hier zu tollem Spiel der Hölle zusammen. Auf einem zweirädrigen Karren führen sie ein sonderliches Ding, fast wie ein Galgen sieht es aus. Erzittere, du stolzes Schloß, denn Schreckliches wird sich ereignen.

Die königliche Armee ist vernichtet, was nicht auf dem Schlachtfeld fiel, schmachtet in Carriers Kerkern. Dort aber führt ein aufgewühltes Volk deinen Herrn, den stolzen Prinzen von Talmont, Herzog von Laval, den schönsten Mann in den bretonischen Landen, zur Exekution, Vor dem Eingangstor hält der Zug, denn es ist Beschluß des Kriegsgerichts: es sei der Bürger ci-devant Prinz von Talmont in öffentlichem Zuge vor die Tore des Schlosses Laval zu führen und er sei im Anblick des Ortes seiner frühern, volksfeindlichen Lebensweise durch das Schafott vom Leben zum Tode zu befördern.

Die Guillotine wird aufgerichtet, es geht nicht ohne viele Flüche und Scheltworte bei dieser bitteren Kälte. Im weiten Kreis umsteht das Volk den Platz. Ein Offizier zu Pferd liest das Urteil. Der Prinz hört gar nicht hin. Seine Gedanken wandeln in frühern, glücklichen Zeiten. Dort, am großen Tor war es, da hat er in glücklichen Tagen oft mit der schönen Gräfin de Lavrillière plaudernd gestanden, dort am Karpfenteich in hellen Mondnächten mit der Herzogin von Panthièvre gescherzt, hinter jenem hohen Bogenfenster mit dem Herzog von Brissac bei

frohem Gelage nach erfolgreicher Jagd geweilt und dort in jenem Erker hinter grünen Vorhängen mit der Marquise von Sartines Patience gespielt. Und in jenem Eckzimmer hat oft in glücklichen Kindheitstagen seine Mutter ihn in Schlaf gesungen. Ach, seine Mutter!

Ein Trommelwirbel erschallt, schreckt ihn in die grausame Wirklichkeit zurück. Von den Zinnen krächzen schwarze Raben und schlagen aufgeregt mit ihren Flügeln, noch einmal schweifen seine Augen über das gräßliche Schauspiel hinweg, hinüber nach dem fernen Horizont und bleiben an einer hellen Wolke haften. Wie im Traum wandelt er zum Schafott, er weiß nicht, wie er die kleine Stiege zu dieser verhängnisvollen Empore hinanstieg, plötzlich ist er oben. Alles ist wie ein dichter Schleier, die Henker wie Schemen, er spürt nicht, wie sie nach ihm greifen. Mutter, Mutter, nun komme ich zu dir!

Eine kurze Zeitspanne später liegt das Schloß verlassen. Nur der eine Torpfeiler hat einen grausen Schmuck, es ist der Kopf des Prinzen von Talmont, des schönsten Mannes der bretonischen Lande. Was krächzen die Raben auf Schloß Laval?

Die Stadt des Pferdes

So ziehen wir der schönen Loire entlang bei strahlendem Sonnenschein und im fahlen Licht des Mondes. Wir sehen das prächtige Schloß des Herzogs von Brissac und den schauerlichen Ruinenturm des Ritters Blaubart zu Champtoce. Hierhin schleppte der Schreckliche über zweihundert schöne Frauen und ihre Klagen schweben noch nach Jahrhunderten um den finstern, geborstenen Turm. Mit gespannten Erwartungen erreichen wir Saumur.

Saumur - das ist die Stadt der Pferde, Saumur - das ist die Stadt der Kavaliere, Saumur - das ist das Dorado der Reiter. Eine der berühmtesten Kavallerieschulen der Welt hat ihren Sitz in Saumur. Tausendsechshundert edle Rosse stehen in diesen weiten Ställen und das Herz des Reiters lacht, wenn er sie durchschreitet. Auf Empfehlung des Militärattachés, Herrn Oberst de la Forest in Bern, werden wir durch den Kommandanten, Herrn de Laissardière, kameradschaftlich empfangen. „Arbalète" erhält eine wundervolle Boxe und einen Kongoneger als weitere Ordonnanz, sie schnaubt nicht übel, wie sie den schwarzen Gentleman zum erstenmal sieht. Derweil trinke ich in der Offiziersmesse auf die glorreiche französische Armee. Wie ein Funke springt dieser Trinkspruch über und in glänzender Rede dankt Oberst de Gaulier der Schweiz für ihre Gastfreundlichkeit gegenüber der Bourbakiarmee und gegenüber den Rekonvaleszenten des großen Weltkrieges.

Wir wohnen einer kleinen Nationalfeier der Spahis bei und noch lange tönen uns die eigenartig schwermütigen Rhythmen ihrer Gesänge, begleitet von kleinen Holztrommeln, in den Ohren. Prächtige Kerle arabischen Typs neben Negern aller Nuancen, auffallend die gute Disziplin dieser farbigen Truppe. Im Automobil führt mich Kommandant de Laissardière, weltbekannter Führer der französischen Equipen an internationalen Konkurrenzen, nach dem weiten Rennfeld von Verrie, das an Ausmaß das Belpmoos etwa viermal übertrifft und mehr als 1000 Hindernisse aufweist, die zum großen Teil in einem lichten Wald von Fichten und Birken liegen. Zum erstenmal trinke ich mit Kommandant de Laissardière Birkensaft, frisch vom Baum. Viele

dieser Birken sind angestochen und der Saft tropft unaufhaltsam in festgebundene Flaschen. Mit einem Raupenautomobil, von zwei Poilus geführt, geht es kriegsmäßig über Stock und Stein und Gräben, daß es uns oft hoch von den Sitzen aufschnellt und wir Mühe haben, oben zu bleiben.

Wir wohnen einem Reitfest mit Springkonkurrenz bei. Wie mit dem Pferd verwachsen diese Offiziere aller französischen Kavallerieregimenter, ein prächtiges Pferdmaterial, erstaunliche Sprungleistungen und wenig fallendes Holz. Eine Augenweide für den Kenner die rassigen Offiziere und Unteroffiziere des «Cadre noir» in ihren schmucken, schwarzen Uniformen, Reiter von Gottes Gnaden; daneben fremde Offiziere vieler Staaten. Wir sehen ein aufregendes Polospiel mit flinken Pferden, wir sehen ein Regiment Spahis in die Sättel schnaubender Rosse steigen und davonwirbeln, wir sehen die ausgedehnte Hufschmiedschule, die oft für 150 Pferde pro Tag neue Beschläge richtet. Ich habe Gelegenheit, ein herrliches Vollblut in der großen Reitbahn zu tummeln. Wir besichtigen mit Interesse die endlosen Ställe mit den ersten Springpferden der Welt, jedes mit den Plaketten seiner Siege über dem Barren aufgeheftet. Eine Augenweide sondergleichen die Paradeperde, hier fünfzig Vollblutschimmel, einer wie der andere, hier eine Stalllänge Rappen, hier Goldfüchse, hier kastanienbraune und dort hellbraune Jagdpferde. Man muß das gesehen haben, man muß das gesehen haben!

Das hochgelegene, mittelalterliche Schloß von Saumur beherbergt ein Museum, das in der Welt seinesgleichen nicht hat: das Museum des Pferdes! Hauptmann Barrier, der Konservator dieses Museums, führt mich. Was die Menschen über ihren treuesten Genossen im Verlauf der Jahrtausende erforschten, das ist hier mit peinlichster Sorgfalt und Liebe zusammengetragen. Pferdebilder, Sättel, Beschirrungen, Steigbügel, Sporen aller Zeiten und aller Länder des Erdenrundes. Sättel berühmter Kriegshelden vergangener Tage, eine Hufeisensammlung, die nicht ihresgleichen hat. Berühmte Pferde aller Zeiten sind in Lebensgröße nachgebildet und mit Originalsattelzeug versehen, die Gerippe hervorragender Rennpferde aller Epochen werden aufbewahrt, so das Gerippe des „Flying-Fox“, der fast ein Jahrzehnt alle internationalen Preise an sich riß und vor dem Krieg um eine Million Goldfranken den Besitzer wechselte. Eine Gedenktafel erinnert an die gefallenen Pferde Frankreichs im Weltkrieg. Eine Million und hundertvierzigtausend Pferde haben für Frankreich ihr Leben gelassen. Ein großes Denkmal müßte man ihnen setzen.

Wieder genieße ich echt französische Gastfreundschaft im Hause des Herrn de Laissardière, im Kreise seiner Familie, mit seinen herzigen Kindern, und weiß kaum Worte genug des Dankes zu finden für all das Gebotene, wie wir der Stadt des Pferdes den Rücken wenden.

Mondscheinritt

Dreißigtausend Burgen, Schlösser und schloßartige Landsitze bewohnte vor der großen Revolution der französische Adel. Tausende wurden während dieser Revolution niedergebrannt, mit Pulver gesprengt, Stein für Stein zu andern Bauten abgetragen, viele hundert mögen seitdem dem natürlichen Zerfall und Feuersbrünsten zum Opfer gefallen sein.

Viele tausend Burgen und Schlösser aber sind noch erhalten und zeugen von einer Epoche Frankreichs, die neben Glanz und unermeßlichem Reichtum unendlich viel Elend und Armut sah. Sie vermitteln uns erschöpfenden Einblick in das Leben und Treiben längst versunkener Geschlechter.

Der Preis der Schönheit aber gebührt dir, Schloß Chaumont an der Loire! Du thronst auf stolzer Höhe und schaut mit deinen Türmen und Zinnen gebietend über die Lande. Von deinen prachtvollen Gärten genießt der Wanderer einen einzig bezaubernden Ausblick auf die Ufer der Loire, hinüber und tief hinein nach der Bretagne, hinunter in die Vendée, ringsherum in die herrliche Touraine, von der Rabelais schrieb: „Meine Jugend und meine erste Nahrung genoß ich im Garten Frankreichs - das ist die Touraine.“

Wir sind arg in Rückstand geraten. In Nantes blieben wir einen Tag zu lange, in Saumur hielt uns die Gastfreundschaft der französischen Kavallerie einen Tag länger fest, nun gilt es aufzuholen, „Arbalète"! Von Saumur weg wollen wir in einem Nachtmarsch das ferne Tours erreichen.

Wieder folgen wir dem silbern glänzenden Band der Loire, ein herrlicher Vollmond leuchtet uns und wir sind guter Dinge. Ich habe zwar von Saumur her ein arges Manko an Schlaf, aber vorläufig spüre ich nichts davon. Nur die Straße ist zum erstenmal für Pferdehufe denkbar schlecht, eine richtige, egoistische Autostraße, bis an den Rand spiegelglatt asphaltiert. Ich bin gezwungen, im Schritt zu reiten und nichts ermüdet den Reiter mehr als dieser ewige Schritt. Dem Ingenieur, der diese Straße baute, wünsche ich nichts Schlechtes, aber wenn seine einzige Erbtante auf Ostern Drillinge bekäme, möchte ich Götti¹¹ sein.

Bei Montsoreau überqueren wir auf unendlich langer Brücke die Loire und speisen um zehn Uhr im kleinen Städtchen Chouzé zu Nacht. Die guten Bürger von Chouzé begeben sich in die Federn, wie wir um 11 Uhr auf schnurgerader Straße weiterziehen. Zur rechten Hand haben wir den hellen Vollmond, der sich in den Wellen der Loire spiegelt und mit uns Schritt zu halten scheint. Man kann nächtelang über die großen Straßen Frankreichs ziehn, ohne ein Auto anzutreffen, die Franzosen vermeiden Nachtfahrten über Land. Nur selten passiert ein Landstreicher, der heimatlos seine Straße zieht und uns für unsern Gruß nicht dankt. Nach Mitternacht wird es merklich kühler und ich ziehe vor, zu Fuß neben „Arbalète" herzuschreiten. Dann meldet sich auch mit Macht ein fast unbezwingliches Bedürfnis nach Schlaf, gegen das wir mit Liedern kämpfen, bis wir auch dazu zu müde sind.

Um zwei Uhr früh durchziehen wir bei bitterer Kälte die alten, schmalen Gassen von Langeais. Unvermittelt und drohend steht vor unsern Augen plötzlich wie aus dem Boden gewachsen eine gewaltige, mittelalterliche Burg. Alles ist noch wie einst vorhanden, die Zugbrücke, das Fallgatter im mächtigen Torbogen, die Schießscharten in den Flankiertürmen, und finster drohend scheint diese alte Ritterfeste auf uns niederzustarren. Nie machte mir ein altes Bauwerk einen derart unheimlichen Eindruck, wie dieses Schloß, mitten im Städtchen Langeais, die ohnehin schmalen Gassen versperrend. Man meint, die Zugbrücke niedersinken und

¹¹ szdt für „Pate“
www.hans-schwarz.ch

Reisige aus dem Tor reiten zu sehen, die uns den Weg versperren, uns in dunkle Verließe zu schleppen. Dieser Eindruck muß uns ganz verwirrt haben, erst nach zwei weitem Kilometern bemerke ich, daß wir offenbar vom richtigen Wege abgekommen sind. Ein kurzer Blick auf die Karte bei einem Streifen Licht aus der Taschenlaterne bestätigt meine Vermutung. Wir müssen nochmals zurück zu der finstern Burg, um den einen Turm herum, an einer gewaltigen Kirche vorbei und gewinnen nun die richtige Straße nach Tours. Es ist schon drei Uhr, wie ich Pfeuti vorschlage, vor auszuradeln, um irgendwo in einem Bauernhaus Milch aufzutreiben, damit wir uns eine Ovomaltine bereiten können. Nun ziehe ich allein neben „Arbalète“ her, die so munter vorwärtsschreitet, daß ich ihr kaum zu folgen vermag. Neckisch schnappt sie nach meinem Poncho, nimmt den Stoff zwischen die Zähne und will mich durch Zerren und Schütteln aufmuntern. Meine Müdigkeit nimmt nun aber so gewaltig überhand, daß ich vergebens dagegen kämpfe und an meine militärische Disziplin appelliere. Ich führe den Rappen etwas abseits in einen gestrüppreichen Grund, binde ihn an einen Baum, werfe mich ins feuchte Gras und bin im selben Moment auch schon fest eingeschlafen.

Der Hahnenschrei

Ein schwerer Traum hält mich gefangen. Ich sehe wildblickende Zigeuner „Arbalète“ an einen hochrädigen Karren spannen, während sie ihren magern Klepper hinten anbinden, dann unter heftigem Peitschenknallen von dannen ziehen. Eifrig mache ich mich zur Verfolgung auf. Wird man im Traum verfolgt, holt einen der Gegner immer ein, verfolgt man selbst, kommt man dem entschwindenden Ziel nie nach. Ich eile und strauchle über Stock und Stein und vermag nicht zu folgen. Mit einem Schrei wache ich auf. „Arbalète“ kaut vergnügt an einem Büschel Gras, von Ferne her kräht ein Hahn. Leicht dämmert ein fahler Morgen durch das lichte Gehölz und höhnisch schaut eine alte Burgruine auf mich nieder. Es ist das ehemalige Schloß der Ritter von Cinq-Mars, deren einer in die Verschwörung des Prinzen von Cellamare gegen den Regenten von Orléans verwickelt war.

Bleischwer sind meine Glieder und ich muß mich meiner Rekrutenzeit erinnern, um mit einem energischen Ruck auf die Beine zu kommen. Damals, kurz vor dem Weltkrieg, hatten wir einen schneidigen Korporal, der lehrte uns mit Püffen und beliebten „Zimmertouren¹²“ verteuftelt hurtig mit beiden Füßen zugleich aus der Kiste fahren, was wir ihm noch heute danken, denn schließlich ist der Militärdienst kein Honiglecken und später kann man's brauchen.

Also denn: Avanti! Wir schreiten munter aus, denn es ist unerbittlich kalt. Nach einer Stunde holen wir Pfeuti ein, der eben seine gesteigerte Wut mit vielem Poltern an einer Wirtshaustür entlud und Frau Wirtin höchst unzeitgemäß aus den warmen Federn schreckte. Ich muß ordentlich beschwichtigen und sie erklärt sich bereit, uns einen Liter Milch zu kochen. Nun genießen wir, während „Arbalète“ im Stalle nebenan an voller Krippe kaut, eine herrliche Ovomaltine, die unsere erschlafften Kräfte wunderbar belebt. Ich lade die Wirtin ein, mitzuhalten, nie mundete uns besser ein Mahl. Wir sind nun wieder vollauf munter, jede

¹² Putzdienst
www.hans-schwarz.ch

Müdigkeit ist gewichen und mit neuen Kräften geht's den letzten Kilometern dieses Mondscheinrittes entgegen. Wir bewundern bei aufsteigender Sonne die türmreiche Burg von Luynes und erreichen an einem strahlenden Morgen die Stadt Tours.

Gastfreundschaft

In Tours bin ich Gast des Generals der Infanterie, Camores. Der General, ein überaus lebhafter, schneidiger Fünziger, dem man den Offizier auf Distanz ansieht, führt mich in seinem Auto zurück nach Langeais. Auch ein strahlender Sonnenschein vermag den Eindruck, den ich im Mondlicht der vergangenen Nacht von dieser Burg gewann, nicht zu ändern. Wir überschreiten die Zugbrücke und besichtigen das gewaltige Schloß, das noch vollständig aus der Zeit möbliert ist und unschätzbare Werte birgt. Ein Wehrgang führt gedeckt zuoberst um die Türme und den gewaltigen Mauern entlang mit vielen Schießscharten für Bogenschützen und Löchern, den Angreifer mit heißem Wasser und flüssigem Blei zu begießen.

Wie reizend gegen diese finstere Burg das Renaissanceschloß Azay-le-Rideau, das seine hellen Fenster und seine pittoresken Ecktürme in einem künstlichen Teich spiegelt. Auch dieses Schloß birgt köstliche Altertümer und ein Flügel ist noch vollständig möbliert. Es gehörte einem reichen Steuerpächter Franz I., dies wirkt bedrückend, denn an manchem dieser kostbaren, alten Möbelstücke und dieser wertvollen Teppiche mag viel Not und Leid eines armen Volkes kleben.

Die Gastfreundschaft des Generals Camores kann ich nicht länger in Anspruch nehmen, unsere Pflicht ist, zu wandern.

Königsschlösser

Die nächsten Tagesritte bringen uns die Besichtigung der eigentlichen Königsschlösser der Loire. Wir wechseln bald aufs linke, bald aufs rechte Ufer hinüber, ziehen auch zuweilen landeinwärts, um möglichst viel zu sehen und sehen doch nur einen Teil aus dieser Fülle. Gewaltig in seinen Ausmaßen ist das stolze Schloß von Amboise. Hier fand Karl VII. einen unerwartet raschen Tod, als er, eilig in einen kleinen Gartenpavillon tretend, sich an der niedrigen Türfüllung die Stirn einrannte. Der Pavillon ist noch erhalten, man muß tatsächlich sein Haupt beugen, um einzutreten. Wir besichtigen den gewaltigen, runden Turm, der eine Straße in Kehren bis auf die Zinnen des Schlosses führt, drei Reitern nebeneinander ermöglichend, hinaufzureiten. Ein anderer Turm in gleicher Ausführung war für die Karossen der Damen bestimmt, in fünf Kehren konnten sechsspännige Kutschen direkt von der Stadt hinauf ins Schloß fahren. Die Mauern dieses Schlosses haben eine Dicke von sechs Metern.

In diesem Schlosse saß mit ihrem Kriegsrat die finstere Katharina von Medici im Jahre 1560 über die gefangenen Führer der Hugenotten zu Gericht. Tausendfünfhundert hugenottische Soldaten baumeln bereits erhängt rings an den gewaltigen Mauern der Burg. Siebenundvierzig Offiziere und Edelleute stehen vor den Schranken, sie werden sämtlich zum sofortigen Tode verurteilt. Gleich nach jedem Spruch ergreifen die Henkersknechte den Verurteilten, schleppen

ihn auf den Balkon vor dem großen Saal und werfen ihn hoch im Bogen 100 Fuß tief in das aufspritzende, tiefe Wasser des 10 Meter breiten Burggrabens. Die finstere Katharina tritt oft mit den Henkern hinaus auf den Balkon, dem Sturze zuzusehen und den Hofdamen und Kavalieren zuzuwinken, denn alle Fenster der gewaltigen Burg sind besetzt von schaulustigen Höflingen, die sich an diesem grausen Spiel ergötzen. So berichtet die Gräfin Agrippa d'Aubigne in ihren Memoiren als Augenzeugin dieser Gräuel. Wir stehen in diesem hohen Saal, durch dessen hohe Fenster eine goldene Abendsonne strahlt und wir blicken schauernd hinunter von diesem hohen Balkon in den tiefen, dunklen Burggraben am Fuße der gewaltigen Mauern.

Auf diesem Schlosse verlebte seine letzten Lebensjahre und starb Leonardo da Vinci. Seine Grabkapelle wurde in der Revolution zerstört und später durch ein Denkmal ersetzt, das im Parke steht.

Illustre Gefangene verbrachten hier lange Kerkerhaft, sogar der allgewaltige Fouquet, später Abd el Kader, der letzte Sultan von Algier. Ihm ging es gut, er konnte sich auf Kosten Frankreichs einen standesgemäßen Hof halten und nebst seinen sechs richtigen Gattinnen hundertzwanzig Haremsdamen und zahlreiche Dienerschaft. Er starb bekanntlich als ein versöhnter Feind Frankreichs.

Wir ziehen weiter nach dem Schloß Chaumont an der Loire, das wir schon kurz erwähnten. Wir sehen hier die Gemächer der grausamen und bigotten Katharina von Medici. Sie hatte nicht nur in jedem Schlafzimmer eine Betnische, sondern gleich nebenan eine prachtvolle Kapelle mit kostbaren Glasscheiben, die noch heute die Bewunderung des Sachverständigen hervorrufen. Um ihren grausamen Instinkten zu frönen, ließ sie neben ihrem Schlafgemach im Schloß Chaumont einen finstern Kerker, Wand an Wand einbauen, nur mit einem kleinen, indirekten Luftschacht. So konnte sie zu jeder Tages- und Nachtzeit mit wenigen Schritten hinüber und durch ein kleines Schiebefenster der schweren Eichentür den schmachtenden Gefangenen beobachten. Wir sehen auch die geheimen Türen und Schränke im alten Getäfer.

Das Königsschloß Franz I. zu Blois bietet den Anblick gewaltiger Säle mit wunderbaren Kaminfeuern, oft zwei in einem Saal, viele kostbare Gemälde, wenig Möbel. Überall ziert das Symbol dieses Königs, der goldene Salamander, die Treppen, die Tore und die Kaminaufsätze. Franz war ein ritterlicher, aber auch ein leichtsinniger König, er kümmerte sich nur um die militärischen Angelegenheiten und Eroberungen, die übrigen Staatsgeschäfte überließ er seiner ehrgeizigen und habsüchtigen Mutter, Luise von Savoyen. Jahrzehntelang führte er Kriege gegen den unglücklichen Kaiser Karl V. um die Lombardei, mit wechselndem Glück, wurde sogar nach heftiger Gegenwehr in der Schlacht von Pavia am 24. Februar 1525 gefangen genommen und nach Spanien geführt. Langwierig waren die Verhandlungen, denn seine resolute Mutter war der Meinung, ihr Sohn bleibe besser für immer Gefangener des Kaisers, als daß vom Königreich ein Schuh breit weggegeben werde. Franz mußte nicht nur viele Provinzen in Oberitalien, sondern auch Burgund, Flandern und Artois opfern und sich zudem verpflichten, des Kaisers Schwester, die verwitwete Königin Eleonore von Portugal, zu ehelichen. Er beschwor diesen Vertrag, nachdem er vorher ein Geheimprotokoll hatte ausfertigen lassen,

worin er zum voraus alle Bedingungen widerrief. Der Kaiser, der ihn wohl durchschauen mochte, begleitete den König zu Pferd bis zum Kruzifix von Illescas, reichte ihm dort lange die Hand und sagte in trüber Vorahnung: „Eines bitte ich Euch, Bruder: wollt Ihr mich in etwas hintergehen, so betreffe es nicht meine Schwester, Eure Braut, denn diese würde sich nicht rächen können.“

Franz I. versprach dies bei seiner Ehre als Ritter, warf sich auf ein bereitstehendes Araberpfeld und jagte in rasendem Galopp, daß sein Gefolge ihm kaum folgen konnte, davon, die Hand über den Kopf schwingend und jauchzend ausrufend: „Jetzt bin ich wieder König, jetzt bin ich wieder König!“ In sein Land zurückgekehrt, widerrief er von Blois aus alles, was er feierlich beschworen, eröffnete einen neuen Feldzug, sein Ritterwort aber löste er ein und führte die Schwester seines Gegners zum Altar.

Wir sehen das Gemach des Königs, in welchem Heinrich II. den Herzog von Guise ermorden ließ, während er ruhig nebenan am Kaminfeuer saß.

Hier regierte kurze Zeit und hielt Hof die Kaiserin Marie-Luise, nachdem Napoleon nach Elba verbannt worden war. In diesen weiten Hallen mag sie oft unschlüssig auf und ab gewandert sein, schwankend zwischen der selbstverständlichen Pflicht, ihrem angetrauten Gatten ins Exil zu folgen und ihrem leichten Sinn, der sie zu einem unbedeutenden Neipperg zog. Hier empfing sie die Gesandten des aalglatten Metternich. Sie hatte nicht die heroische GröÙe einer andern französischen Königin aus dem Hause Habsburg, sie hatte nicht den Stolz Marie-Antoinettes, die diesem seifigen Gesellen aufstampfend geantwortet haben würde: Nein, nicht um die Welt! Ihr habt mich aus dynastischen Interessen an ihn verschachert, als er groß und mächtig war, ich fand einen treubesorgten und liebevollen Gatten, er ist der Vater meines Kindes - mein Platz ist bei ihm und sonst nirgends mehr in dieser Welt! So weiß denn die Geschichte der Nachwelt wenig Rühmliches zu melden über dich, du kleinliche Marie-Louise, und du hast eine einzigartige Gelegenheit zu unsterblichem Ruhm um ein Linsengericht verkauft.

Hofleben

Die Führer durch die Königsschlösser sind meist alte Soldaten, die sich ihren Posten in der Schlachthitze von Flandern, am Bluthügel von Verdun oder am kahlgeschossenen Hartmannsweilerkopf ehrenvoll verdienten. Viele wissen anschaulich zu plaudern, andere sagen den Fremden ihr eingelerntes Sprüchlein her und sind erstaunt, wenn zufällig ein Besucher über das betreffende Schloß mehr weiß als sie selbst. Mich erinnern solche „Führungen“ immer an längst entschwundene Zeiten der Kleinkinderschule, wo wir mit unserer „Gäggeliroblete“, an einem langen Seil durch die gute Tante Rosa geführt, nach dem Veilchenhubel auszogen und von dort mit unsern großen Kinderaugen erstaunt auf das sagenumwobene, malerische - leider heute von modernen Häuserblocks verunzierte - Schloß Holligen niedersahen, das inmitten seiner Kastanienbäume zu unsern Füßen lag wie ein vergessenes Märchen.

Bei solchen Führungen bleibe ich, wenn tunlich, um einen Saal hinter der Herde der Neugierigen zurück, versinke in einen der alten, vergoldeten Lehnssessel der Madame Pompadour und lasse eine versunkene Welt aufleben, die jahrhundertlang durch diese Hallen und Säle promenierte, tanzte, flirtete und intrigierte. Jenes umfangreiche Himmelbett mit den goldenen Säulen und der goldenen Balustrade sah manches Lever und Petit-Lever. Denn alle diese stolzen Könige und Königinnen waren Sklaven einer Etikette, für welche uns heute in unserer sachlichen Kälte jedes Verständnis abgeht. So mächtig ein König auch war und über Leben und Tod von Millionen launisch gebieten konnte, so sklavisches war er alten Hofbräuchen unterworfen.

Wenn eine goldene Morgensonne durch diese hohen Bogenfenster ihre Strahlen über die schweren Goldrahmen prächtiger Ölgemälde, Marmorstatuen, zierlich geschweifte Möbel und hauchzarte Nippsachen gleiten läßt, gibt der König durch ein silberhelles Läuten einer kleinen Glocke das Zeichen, daß er sich zum Tagewerk zu erheben gedenke. Im Nebensaal sind die Großwürdenträger der Krone, viele Hofdamen und Höflinge versammelt, die sich nun genau in der Reihenfolge ihres Ranges und nach dem Alter ihres Stammbaumes in das Schlafzimmer seiner Majestät begeben und unter vielen Verbeugungen und Knicksen den Herrscher begrüßen. Alles hat nun seine peinliche Ordnung. Der König streckt erst das rechte, dann das linke Bein unter der Damastdecke hervor, der Großkämmerer zieht ihm feierlich das Nachtgewand aus, der erste Kammerdiener bringt das Taghemd, von welchem der zweite Kammerdiener den rechten, der erste Garderobenmeister den linken Ärmel hochhalten, damit der König ohne Muskelverrenkungen hineinschlüpfen kann. Der Kommandeur der königlichen Heiducken¹³ bringt die Strümpfe, der erste Offizier der Garde vom Tage zieht den rechten Strumpf, der königliche Standartenträger den linken Strumpf über ein königliches Bein. Der zweite Garderobenmeister trägt die Unterwäsche herbei, die der zweite Offizier der Garde und der Adjutant der Heiducken gemeinsam dem König anziehen. Dann tritt der erste Cravatier in sein schweres Amt, indem er dem König die Krawatte um den Hals legt, aber beileibe nicht binden darf. Denn dies ist wieder das Amt des zweiten Cravatiers. Nur wenn die Krawatte nicht gut sitzt, darf sie der erste Cravatier mit einem mißbilligenden Blick auf den zweiten am königlichen Hals zurechtrücken. Die Schnallenschuhe bringt der Edelmann vom Tage, und Sache des Aufsehers über die königlichen Zimmer ist es, sie dem Herrscher an die Füße zu streifen, dem Hoffriseur Platz machend.

Ebenso zeremoniell geht es einige Säle weiter im Schlafzimmer der Königin zu. Die Dame d'Atours reicht das Hemd, die erste Garderobenfrau die Strümpfe, die zweite die Dessous, die erste Kammerfrau die rubingeschmückten, vergoldeten Schuhe. Die Königin zu schnüren ist das Vorrecht zahlloser Höflinge, die sich daraus ein vielumstrittenes Vergnügen machen. Als sich die spanische Maria-Theresia bei ihrem königlichen Gemahl, Ludwig XIV., hierüber beschwert und durch eine Hofdame geschnürt sein will, „da viele Kavaliere, meist bekannte Wüstlinge, unnötig lange an ihr herumnestelten und ihre Blicke nach Reizen schweifen ließen,

¹³ Ursprünglich aus dem Türkischen für Gesetzloser, später für Soldaten, bewaffnete Wachen
www.hans-schwarz.ch

die doch ausschließlich seiner Majestät, dem König, vorbehalten seien", läßt ihr der Sonnenkönig, der soeben die hübsche de la Vallière aus dem Kloster Chaillot herausgeholt hat, durch die Dame d'Atours melden, es sei vollkommen belanglos, ob ein tief unter der Königin stehender Höfling den königlichen Busen betrachte, im übrigen liebe er nicht, am Althergebrachten zu ändern und fühle sich in seinen Rechten keineswegs verletzt. Alle diese Ämter waren vom hohen Adel versehen und wurden fürstlich besoldet.

Damals lebte auch noch die lebenslustige Witwe des dreizehnten Ludwig, Anna von Österreich. Kein Battist war ihr fein genug, ihre weichen Glieder darein zu kleiden. Als einmal ein übereifriger und wohl vom Sonnenstich des Fanatismus getroffener Hofprediger ihr in der Messe die Leviten las und drohte, sie werde einst vom Teufel im Fegefeuer in holländisches Segeltuch gewickelt werden, das bekanntlich gar rauher Art sein soll, lief die königliche Schwiegermutter zum König und verlangte von ihm eine lettre de cachet für den vormauligen Diener Gottes. Der König aber wies das schwiegermütterliche Begehren lachend ab und gab der Erzürrten den weisen Rat, mit dem Teufel einen Kompromiß zu schließen und sich auf flandrischen Halbleinen zu einigen.

Brot und Spiele

Bald nach Neujahr schon setzt im Oeuil de Boeuf das Geraune der Hofdamen und Höflinge ein: „Wird der König nach Marly fahren, wird der König nicht nach Marly fahren?“ Wird er St-Cloud, Fontainebleau, St-Germain oder gar die Schlösser an der Loire aufsuchen? Wichtiger sicherlich für zweitausend Hofschranzen als Sieg oder Niederlage der Truppen seiner Majestät irgendwo in Holland oder Belgien oder in der Pfalz. Hat sich der Prinz von Soubise auf die Begleitliste eingetragen, ist der Herzog von Richelieu eingeladen, wird die Gräfin von Vermandois zur Eintragung zugelassen, ist es Tatsache, daß der König die kleine Baronin von Roule auffallend bevorzugte? Ach, wie ungemein wichtig diese Fragen und wie ungemein nebensächlich, ob ein filziger Colbert Flut oder Ebbe in der Staatskasse ausweisen kann. Solch königliche Reise gleicht einem Heerzug. Sechshundert sechsspännige Karossen, achthundert vierspännige Troßwagen, viele hundert Berittene, ohne die begleitenden Garden, zweitausend Diener in Livreen aller Farben und Wappen. Wie ein Heuschreckenschwarm setzt sich dieser königliche Zug zu Rast oder Nachtlager in kleine Provinzstädte und Dörfer. Wie ein wohlthätiger Heuschreckenschwarm, möchten wir gleich beifügen, denn für einen Tag dürfen sich dero Untertanen, die Gevatter Schneider- und Handschuhmacher, Krämer und Weckenbäcker im strahlenden Licht der königlichen Huld sonnen. Ein unerhörter Luxus überfällt den kleinen Ort und vergoldet - ach nur für kurze Stunden - die Einfachheit und Ärmlichkeit der Provinz. Die königlichen, prinzlichen, herzoglichen, gräflichen Küchenbrigaden schlagen - da im Städtchen ja niemals genügend Küchen vorhanden wären - ihre transportablen Herde in den Straßen auf, die Bratpfannen knistern und prächtige Torten und Kuchen entschweben kleinen Backöfen, armen Einwohnern köstliche Gerüche und süße Düfte um die erstaunten Nüstern jagend. Überall sind schon Festlichkeiten, Bälle, Maskeraden, Tänze, Lustspiele und Opern vorbereitet, zu denen

jedermann freien Zutritt hat. Schwärme von Musikanten, Bänkelsängern, Gauklern, Haarkünstlern, Parfümverkäufern, Wahrsagern und gefälligen Priesterinnen der Venus sind bereits vor dem Hofe eingetroffen und lassen zusammen mit den Höflingen, den Garden, den zweitausend Livreen das unbedeutende Zivil in einem Meer von farbigen Kostümen und Uniformen untergehen. Die schönsten Mädchen des kleinen Ortes dürfen am Tisch des Königs tafeln, der oft ein besonders hübsches Bürgerstöchterchen oder eine schöne, kleine Arbeiterin huldvoll zum Tanze führt. Noch nach Jahrzehnten, nach Generationen erinnert man sich solcher königlicher Invasion in der kleinen Stadt, ja, noch heute, nach vielen hundert Jahren, kann man in diesem oder jenem kleinen Ort erfahren oder an einer Gedenktafel ablesen, daß damals, vom 24. auf den 25. Mai Franz I. oder Henri IV. oder Ludwig XIV. mit seinem Hofe hier Nachtlager bezog.

Auch wenn die Bourbonenkönige ausnahmsweise einmal zu Feld zogen, führten sie einen Kometenschweif von Gefolge mit sich und immer auch zahllose Theatertruppen und Künstler. Das Feldlager verwandelte sich in ein Bacchanal ausgelassener Freude. Am Abend vor der blutigen Schlacht von Raucoux, welche der Marschall von Sachsen 1746 gewann, wurde im Lager eine Komödie aufgeführt; nach Schluß des Spiels trat die Schauspielerin Favart vor den Vorhang und verkündigte das Programm der folgenden Tage mit den Worten: „Morgen, Messieurs, wird nicht gespielt, wegen der Schlacht; übermorgen aber werden wir die Ehre haben, aufzuführen...“

Da die Könige bei ihren Dislokationen nach entfernten Schlössern den gesamten Hausrat und das Mobiliar mitschleppten, sind heute die meisten Königsschlösser unmöbliert, oft lange Fluchten von Sälen und Zimmern nur durch kostbare Gemälde und Teppiche geschmückt.

Verklungene Feste

Ein gewaltiges Wasserschloß von eigenartigem Reiz, das Schloß von Chenonceaux, türmereich die große Burg von Ussé. Das größte aber von allen ist das Schloß von Chambord.

Wem Zahlen imponieren, dem können wir dienen. Vierhundertzweiundvierzig Hallen, Säle und Zimmer bedacht dieses Schloß, dreihundertdreißig Kaminfeuer gaben ihm Wärme zur Winterszeit, sechshundredreißig Treppen verbinden die Etagen, darunter eine architektonisch einzig schöne Doppeltreppe. Fünfhundertfünfzig gute Berner Heime zu je 30 Juchart fänden in seinem Park Platz, den eine Mauer von 33 Kilometer Länge umzieht. Tausendzweihundert Pferde stampften in den heute verfallenen Marställen.

Franz I. ließ Chambord als Jagdschloß erbauen, Heinrich II. erweiterte es. Verschiedene Könige bewohnten dieses Schloß, dem letzten König von Polen, Stanislaus Leszinski diente es als Exil, seine glanzvollste Epoche aber erlebte Chambord unter der Residenz des Marschalls Moritz von Sachsen.

Er war der Sohn des stärksten Mannes - August des Starken, Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen - und der schönsten Frau, Gräfin Aurora von Königsmark. Er selbst soll ohne besondere Anstrengung Hufeisen mit den bloßen Händen zerbrochen, Baumnüsse zwischen

Daumen und Zeigefinger spielend zerdrückt und harte Äpfel in der Hand zerquetscht haben, daß der Saft zehn Schritte im Umkreis zerspritzte.

Der Marschall war nicht nur ein siegreicher Held der Schlachten, sondern auch der Liebe. Er füllte diese viermal hundert Zimmer mit Weibern. Hundertzwanzig Geliebte sollen bei ihm gewohnt haben, er duldete unter ihnen keine Eifersucht. Hundertachtzig Köche, vierzehnhundert Diener, vierhundert Kutschpferde, achthundert Reitpferde ohne ein Regiment Gardekavallerie, tausend Jagdhunde - schöner als die königlichen Hunde von Chantilly, wie die Gräfin Olympia von Villebelle meldet - das sind nur einige Zahlen. Nicht zu wundern, daß ihm seine Millionen an Renten und Revenuen nicht genügten und der König alljährlich großmütig für seinen lieben „Cousin Sachsen“ aus seiner Schatulle und aus der Staatskasse astronomische Defizite zu decken hatte.

Nächtelang durchklangen frohe Feste diesen unendlichen Park, an einem einzigen solchen Fest wurden zuweilen hundertzwanzigtausend große Kerzen in unzähligen Kronleuchtern niedergebrannt. Prunkvolle Jagden stoben durch diese endlosen Wälder, wo das Hifthorn der Piqueure die Hirsche schreckte und tausendstimmiges Hundegebell die wilden Sauen durch die Sümpfe jagte.

Ein Einladungsschreiben des Marschalls an die sechzehnjährige Prinzessin von Sens ist noch vorhanden, das mit den Worten schließt; „ich werde mich diese Einladung gerne drei Millionen Franken kosten lassen.“ Er schickte der jungen Dame und ihrem zahlreichen Gefolge eine Flottille eigens gebauter, vergoldeter Kähne, mit dem Senswappen am Bug, bis Orléans entgegen. Von der Landungsstelle an der Loire bis zum weit im Landinnern gelegenen Schloß Chambord führten zwölfspännige Karossen die Gäste durch ein Spalier von zwei Regimentern Kürassieren, zwei Regimentern Husaren, einem Regiment Dragoner und einem Regiment Leib-Panduren. Vor dem Schloß mußten die hundertachtzig Köche mit einem Troß von Küchenjungen, alle mit geschulterten spiegelblanken Kupferpfannen, an der Karosse des Fräulein von Sens vorüberdefilieren. Die junge Dame stellte an die Gardien sonderbare Fragen, auf welche die schnauzbärtigen Soldaten verlegen die Antwort schuldig blieben. Den Marschall fragte sie vor dem gesamten Gefolge, ob es wahr sei, daß er besser fluche als seine Panduren, worauf er lächelnd erwiderte, er wisse ihnen mindestens die Wage zu halten. Warum er sich so viele Weiber halte und nicht eine Frau nehme? worauf er galant lächelnd entgegnete, daß er sich die Sache reiflich überlegen wolle, wenn er auf ihre Zuneigung zählen dürfe.

Kam der Hof nach Chambord zu Besuch, so nahmen die Festlichkeiten märchenhafte Pracht an, gewaltige Feuerwerke ließen das silberne Licht des Vollmondes verblassen und warfen ihren Schein in diese Wälder und ausgedehnten Büsche, durch die in griechische, durchsichtige Gewänder gekleidete Hofdamen am Arm schmucker Kavaliere streiften. Molière wohnte in den Hallen des Schlosses der Erstaufführung seiner Werke «Le Bourgeois gentilhomme» und «Monsieur de Pourceaugnac» bei. Man sieht noch die Holzzapfen in den Mauern, an denen der Theatervorhang befestigt war.

Heute ist dies alles längst vorbei, die glanzvollen Feste sind verklungen, und es ist gut so. Solches Leben war eine einzige Herausforderung und eine maßlose Verhöhnung der Enterbten und Entrechteten. An diesem strahlenden Ostersonntag 1934 steht in einem dieser vielen verfallenen Ställe ein einziges Pferd, „Arbalète" und ahnt gar nicht, welcher Ehre es damit teilhaftig wird. Es rauft mit beispielloser Wurstigkeit aus einem alten Barren der Stallungen des Marschalls von Sachsen duftiges Heu.

Wir sehen das Prunkbett des Grafen von Chambord, von den royalistischen Damen des Poitou gestiftet und gewoben, wir sehen die vergoldete Krönungskutsche, die nie benutzt wurde. Chambord weigerte sich bekanntlich im Jahr 1873, als er den Thron des heiligen Ludwig besteigen sollte, die Trikolore beizubehalten. So wurde nichts aus dieser Restauration. Zu viel unsterblicher Ruhm haftet an der Fahne mit den drei Farben, aus zu vielen Schlachten wurde sie siegreich getragen, zu viele Lorbeeren heftete der große Napoleon an die Trikolore, als daß jemals die Franzosen auf sie verzichten würden.

Die Besucher, die an schönen Sonntagen nach Chambord pilgern, zählen nach tausenden; hunderte von Automobilen stehen in den Parkwiesen und wie wir in einem stundenlangen Ritt dem nördlichen Parkausgang zutragen, haben wir ordentlich Staub zu schlucken von unzähligen kreuzenden und überholenden Wagen.

Mit drei Tagen Verspätung erreichen wir Orléans, machen einen Rasttag, der uns gestattet, die Stadt und das Museum Jeanne d'Arc zu besichtigen, dann brechen wir auf nach dem fernen Paris.

Paris

Unermessliche Schätze birgst du in deinen Palästen und Museen, du stolzes Paris! Du bist das Herz der Welt, von Generationen erträumt, von der Jugend ersehnt, von Dichtern und Sängern besungen, von Malern aller Epochen im Bilde verherrlicht, von gewaltigen Armeen oft belagert und mit Löwenmut verteidigt, auf Barrikaden fanatisch umstritten und vom Streit der Parteien umflammt! Strahlender Lichterglanz flutet durch seine stolzen Straßen, Elend und untröstliche Verzweiflung kauern unter den Pfeilern deiner Brücken. Alle Freude der Lust und alles Leid der Schmerzen ist in dir!

Glühwürmchen

Ein Tagesritt führt uns nach Etampes, wo wir in einem kleinen alten Gasthof mit dem vielversprechenden Schild «Hotel du Duc d'Orléans» befriedigende Unterkunft finden. Vor allem ist die Stallung vorzüglich und nach dem bewährten Reiterspruch: erst das Pferd, dann nochmals das Pferd - dann der Reiter, ist dies die Hauptsache. Eine alte Burgruine krönt auch hier die engen Gassen, durch die ein beängstigend reger Autoverkehr nach Paris pulsiert.

Am folgenden Nachmittag werden wir bei unserem Einzug in Paris von der Pathé-Gesellschaft gefilmt, was an der Porte d'Orléans einen ordentlichen Menschauflauf verursacht. Ich muß vom Sattel aus und in beiden Sprachen ins Mikrophon sprechen. Zwei Filmstars sind mit den drei Operateuren mitgefahren und knipsen hauptsächlich „Arbalète“ von allen Seiten. Nachdem wir Unterkunft gefunden, treten wir vor das Tor, uns wieder einmal den Betrieb der guten Stadt Paris anzusehen.

Die Straßen sind ein einziges Lichtermeer, wie Glühwürmchen ziehen die Lichter von zehntausenden von Taxis die Boulevards entlang. Vor den Cafés sitzen im Freien an Hunderten von kleinen Tischen Menschen aller Nationen und Erdteile, monoton rufen ärmliche Gestalten die letzten Abendausgaben der Zeitungen aus und auf den Bürgersteigen drängt sich stetsfort eine unabsehbare Menge. Zahlreicher als sonst und wohl auch zudringlicher sind die bedauernswerten Mädchen im Dienste der Venus, die geschminkt und frisch gepudert mit einladenden Blicken durch eine anscheinend interesselose Männerwelt lavieren.

Aus den unterirdischen Gängen und Labyrinthen der Métro schwelt uns der altbekannte, undefinierbare, seifige Geruch entgegen und ich habe Gelegenheit, Pfeuti mit diesem billigsten und bequemsten Transportmittel einer Großstadt bekannt zu machen. Wenn wir bedenken, daß beständig mehr als eine Million Menschen, zu Spitzenzeiten oft die doppelte Zahl, sich mittels der Untergrundbahn unter den alten Fundamenten von Paris von einem Ende der Stadt ans andere jagen läßt, begreifen wir den schneidigen Betrieb und die Eile, mit welcher sich die Wagentüren automatisch schließen, kaum daß der letzte Rockzipfel eingestiegen ist. Da würde Bärtschi-Hausi von Hinterstötzigen stets mit dem letzten Scheichen dazwischenkommen!

Auch das Velofahren ist eine eigene Kunst zwischen einem endlosen Meer von Taxi, Autobussen, Trams und Fuhrwerken aller Art, wie ich die Pariser Postbureaux abfahre, um nach einem irgendwo seit zwei Tagen herumschwimmenden Mandat zu fischen. Wir sind doch in unserm Hirtenlande an allerhand Bürokratie gewöhnt, aber die altfranzösischen, zentralistischen Zöpfe würden doch wohl den Preis in einem Wettgrännet von Schwerfälligkeit und Unbeweglichkeit erhalten. Man kommt da an eine verantwortliche Pointe einfach nicht heran, alles ist Achselzucken und beisspiellose Wurstigkeit und eine Interesselosigkeit des einzelnen, die kaum ihresgleichen hat. Mit Geduld muß sich auch wappnen, wer in Paris telefonieren will, er nimmt besser gleich den Weg unter die Füße. Was in den Pariser Telephonkabinen von einem braven und zahmen Publikum an einem einzigen Abend zusammengeflucht wird, ginge nicht auf hundert Elefantenhäute, geschweige auf eine gutschweizerische Kuhhaut.

Die Treue

Blutfarbenes Morgenrot des 10. August 1792. Grau lasten die langen Fronten des Königsschlosses der Tuileries. Zwischen den Pyramiden ihrer Gewehre schlummern neunhundert Schweizergardisten ihren letzten, unruhigen Schlaf. Seit Mitternacht läuten die Glocken von St-Antoine Sturm und wie fernes Wogenbrausen dringt es aus engen, düstern

Gassen. In Gruppen stehen die neununddreissig Offiziere herum und halten Rat; in ruhiger Gelassenheit marschieren hinter geschlossenen Gittertoren die Schildwachen mit geschultertem Gewehr auf und ab.

Eine Meldung läßt die Offiziere aufhorchen. Der königstreue Kommandant der Nationalgarden, Mandat, ist ermordet worden, der Bierbrauer und Jakobiner Santerre hat sich zum Kommandanten ernannt. Auf die Nationalgarde ist kein Verlaß mehr. Von zweitausend Adeligen, die mittelst besonderer Karten zum Schutze des Schlosses herbeigerufen wurden, sind zweihundert erschienen, meistens ohne Waffen. Der König ist unschlüssig wie immer. Arme Schweizergardisten, tapfere Schweizergardisten!

Das ferne Brausen in den engen Gassen schwillt an zum Orkan, unzählige Trommeln rufen das Volk von Paris wider seinen König. Die Garde tritt ins Gewehr, neunhundert ruhige, entschlossene, harte Schweizer, die Offiziere mit gezogenem Degen vor der Front. Da flutet mit ohrenbetäubendem Lärm und Geschrei und Johlen und Pfeifen eine Lava von Fanatismus und beispielloser Wut heran, ein unabsehbarer Wald von Piken und erhobenen Flinten ragt über wutverzerrte Gesichter, die nichts Menschliches mehr haben. Im Nu sind die Tore erbrochen, Schritt um Schritt weichen die einzelnen Wachposten rückwärtsschreitend vor der hereinflutenden Masse zurück und werden in die Reihen der Garde aufgenommen, vor deren langer, rotrückiger Front sich die Menge ausbreitet und Auge in Auge staut. Unzählbare Massen füllen die Cour Royale, unzählbare Massen fluten immer noch heran und überschwemmen die umliegenden Plätze und Straßen, besteigen die Mauern und Dächer der umliegenden Häuser. Die Nationalgarden, zwanzigtausend Mann, die Gendarmen zu Pferd und zu Fuß, dreitausend Mann, stecken ihre Hüte auf die Bajonette und die Säbel und ziehen zu den aufrührerischen Massen über. Neunhundert rote Schweizer hier, ruhig, selbstsicher, unerschrocken und standhaft wie der Granit der Alpen - dreihunderttausend Bürger und Nationalgarden dort, voll kochender Wut und aufgepeitschtem Haß, zornbrodelnd wie der feuerspeiende Vesuv. Der Elsässer Westermann tritt vor die Front der Garde, fuchtelt aufgeregt mit seinem Säbel und spricht den roten Schweizern zu, die Posten zu verlassen, sich mit dem Volk von Paris zu verbrüdern, wenn nicht, wenigstens die Waffen zu strecken und unbehelligt abzuziehen. Ruhig die Antwort des Wachtmeisters Blaser von Bern: „Die Schweizer geben ihre Waffen nur mit ihrem Leben!“

Der König, die Königin, die königlichen Kinder, einige Hofdamen und die königlichen Minister ziehen aus dem Schloß hinüber in den Schutz der Nationalversammlung. Hauptmann von Erlach mit hundert Gardisten begleitet den traurigen Zug, der sich kaum einen Weg zu bahnen vermag durch eine Flut von Beschimpfungen und tödlichem Haß. Die standhaften roten Schweizer und die wenigen Edelleute blicken traurig und vorwurfsvoll auf diesen abziehenden König, der sie verläßt in der Stunde der Gefahr, wie ein König aus Lumpen und Fetzen. Ruhmlos und klanglos tritt diese Dynastie von zwölf glorreichen Jahrhunderten vom Schauplatz der Geschichte ab, um sich in Nacht und Tod zu verlieren, ohne auch nur den Versuch zu wagen, mit der Waffe in der Hand zu kämpfen, zu siegen oder ruhmvoll unterzugehen.

Die roten Schweizer sind allein, sie bewachen ein leeres Königsschloß. Sollen sie abziehen? Ach nein, sie haben keinen andern Befehl, als hier zu wachen um ein paar Sous im Tage und noch um etwas - um einen geschworenen Eid der Pflicht und Treue und um die Ehre ihres kleinen Volkes in fernen Bergen.

Da beginnen einige Marseiller mit langen Schifferhaken einzelne Schweizer aus der vordern Reihe zu reißen, im Nu sind die Unglücklichen von allen Seiten umringt und brechen unter zahllosen Piken- und Dolchstößen sterbend in die Knie. Gleichzeitig donnern die zwei ersten, von Nationalgardisten abgefeuerten, aber schlecht gezielten Kanonenschüsse über die Köpfe der Garden hinweg gegen die Mauern des Schlosses. Dies ist das Signal zum Kampf. Leutnant Castelberg von Bünden, ein Hüne von Gestalt, springt vor und tötet einen baumlangen Insurgenten¹⁴ durch Degenstich. Gleichzeitig eröffnen die Garden das Feuer. Salve, Rottenfeuer und wieder Salve knattert und wirft ein vieltausendfältiges Echo zurück. Zu Hunderten stürzen die vordersten der Aufrührer tot oder verwundet zu Boden, Hals über Kopf drängen die Massen zurück. Scharf tönen die Kommandos der Schweizeroffiziere, die Garde fällt das Gewehr und rückt im Sturmschritt vor. Im Nu ist die Cour Royale geräumt, die Kanonen von den Nationalgarden im Stich gelassen, werden von den Schweizern unbrauchbar gemacht oder nach dem Schloß zurückgeführt. Die Signale rufen zur Sammlung. Wutentbrannt stoßen die fanatisierten, außer alle Vernunft gebrachten Volksmassen nach. Noch zweimal wird die Cour Royale mit gefällttem Bajonett geräumt, bis weit in die Stadt jagen Flüchtlinge mit der alarmierenden Meldung: die Garde tötet das gute Volk von Paris.

Die Schweizer sind auf der ganzen Linie siegreich. Da erscheint aus der Reitschule, wo die Nationalversammlung tagt, in eiligem Schritt der Marschall d'Hervilly, er schwingt in der erhobenen Rechten ein Papier. Es ist der Befehl des Königs an die Schweizergarde, das Feuer sofort einzustellen und nach den Kasernen abzuziehen. Unglücklicher Befehl eines unglücklichen Königs, er kann wohl auf Seiten der Garden befehlen, aber er kann jener fanatisierten Masse nichts gebieten. Armer Ludwig, schwankender Ludwig, du lieferst nicht nur deine getreuesten Verteidiger mit diesem kurzen Befehl, der zugleich dein letzter sein wird, einem grausamen Gegner ans Messer, dich selbst und deine Königin und deine Familie ins Verderben!

Auf Geheiß des Majors von Bachmann von Glarus schlagen die Tambouren Sammlung. Wie zur Parade sammelt sich in immer dichter werdendem Kugelregen ein Teil der Garde, die übrigen hören in dem ohrenbetäubenden Lärm die Signale nicht. Nach verschiedenen Seiten ziehen einzelne Trupps ab, versuchen, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, werden von der Masse umbrandet, auseinandergerissen und einzeln grausam ermordet. Nur hundert werden gefangen genommen, um später in den Gefängnissen an jenem berüchtigten 2. September hingemetzelt zu werden.

Zweihundert Mann unter dem Kommando des Hauptmanns von Diesbach von Freiburg verteidigen, eng um die Fahne geschart, die Haupttreppe, wehren sich mit Hieb und Stich und

¹⁴ lat. insurgere = sich erheben -> Insurgent = Aufständischer
www.hans-schwarz.ch

Schuß noch eine halbe Stunde gegen ein Meer wilder Gegner, erliegen nach und nach der Übermacht. Heldenmütig stirbt der Fähnrich François de Montmollin von Neuenburg. Bis zuletzt hat er die Bataillonsfahne hochgehalten, dann das Tuch von der Stange gerissen und um sich geschlungen, mit dem Degen in der Faust wird er, wütend um sich schlagend, von langen Piken niedergestoßen. Am Tage vorher war er aus der Schweiz zur Garde eingerückt. Mit den letzten sieben Mann wirft sich der bereits verwundete von Diesbach mit gefällttem Bajonett mitten in die andringenden Massen, jeder noch im Sterben seinen Mann mit hinübernehmend in das Land, aus dem es keine Rückkehr gibt.

Nur ein Teil des gewaltigen Königsschlusses der Tuilerien steht heute noch, und manchen Sturm sahen diese altersgrauen Mauern an sich vorüberziehen, wären beinahe im Jahre 1871 fanatischen Megären, den Petroleusen¹⁵ der Kommune, gänzlich zum Opfer gefallen. In den ausgedehnten Tuileriengärten aber spielen jetzt viele hundert kleine, herzige Kinder, bauen sorglos ihre Burgen aus Sand und Steinchen und ihre heitere Unschuld weiß nichts von dem Meer von Blut und Tränen, durch welches seit Anbeginn der Geschichte die Unvernunft der Menschen wadet.

Wir aber und unsere Nachkommen wollen das Andenken der roten Schweizer von 1792, die fern der Heimat in Erfüllung einer harten Pflicht der Treue mannhaft starben, in hohen Ehren halten. Und wenn uns der Weg nach Luzern führt, wollen wir eine Weile stehen bleiben vor dem Denkmal, das ihnen die Dankbarkeit durch den großen Thorwaldsen errichten ließ.

Rote Lippen

Prunkvoll und in reicher Aufmachung ziehen die Vorstellungen der großen Theater über die Bühnen, einen eigenen Charme vermitteln diejenigen der mittlern und kleinern Stätten der darstellenden Kunst. Da gibt es Bühnen, die während vier Jahren Abend für Abend bei ausverkauftem Haus die gleiche Operette spielen, die gleichen Künstler haben ein halbes Jahrzehnt die selben Hauptrollen und werden alt und grau dabei.

Sehenswert auch das Nachtleben des Montparnasse und des Montmartre. Wir sind weder prüde noch heuchlerisch und dürfen ruhig gestehen, daß wir uns auch davon einen Streifen ansahen, um so mehr, als dies für Pfeuti Neuland ist. Durch frühere Erfahrungen gewitzigt, meide ich jene weltbekannten Schnappbuden mit den vielversprechenden Namen für naive Provinzler.

Irgend ein findiger Kerl mit einem zweifelhaften Paß und noch zweifelhafterer Vergangenheit mietet einen ausgedienten Kohlenkeller, installiert einige rote, grüne und orangegelbe Leuchter, behängt die Wände mit fast echten Persern, engagiert ein dreistimmiges Orchester, einen echten oder angelernten Donkosaken, der halbwegs einen Messertanz zuwege bringt, eine abgetackelte Soubrette und die Sensation für abenteuerlustige Dummköpfe der fünf Kontinente ist fertig. Wer da ahnungslos seinen Fuß hineinsetzt, bekommt erst eine Weinkarte mit lauter

¹⁵ unbestätigte Gerüchte über aufständische Frauen, die 1871 mit paraffin- und petrolgefüllten Flaschen (ähnlich den späteren Molotowcocktails) versucht haben sollen, „ganz Paris“ niederzubrennen
www.hans-schwarz.ch

dreistelligen, oft gar vierstelligen Ziffern, etwas Geschminktes und Gepudertes an die Seite oder gar auf die Knie, wenn anders er sich nicht mit Händen und Füßen wehrt und sein Geldbeutel hat im Umsehen die galoppierende Schwindsucht.

Harmloser - für denjenigen, der fest bleibt - sind gewisse Spiegelsäle. Sie bieten bei bescheidenen Preisen ungleich mehr. Besonders dem stillen Beobachter, den das eintretende Publikum mehr interessiert als die kaum oder gar nicht bekleideten Tänzerinnen. Dort die zwei Hagestolze, die kommen direkt von einem Leichenbegängnis, nach Leidbändern und Zylindern zu schließen. Jene beiden Engländerinnen mit Hornbrillen haben ihren dienstbeflissenen Kavalier sicher durch die Hoteldirektion aufbieten lassen, um Eintritt in das Paradies der Lebemänner zu erhalten. Am meisten aber freut uns jener kleine Dicke mit dem Knebelbärtchen, der sich erst vorsichtig umsieht, ob ihn niemand erkennt und dann rasch seine ganze, alltägliche Aufgeblasenheit wiedergewinnt. Sicher ist das ein mittlerer Bankgewaltiger irgendeiner Caisse d'Epargne. Jetzt dirigiert er hier die Priesterinnen der Venus wie zu Hause seine sieben Prokuristen. Alles was ich noch im Beutel habe - viel ist es ohnehin nicht mehr - gäbe ich mit Freuden, wenn jetzt die bessere Hälfte dieses aufgeblasenen Frosches erschiene; köstlich müßte es sein, ihn aufschnappend zwischen die Stühle rutschen zu sehen.

Wenn man aus dem Lichtermeer der Boulevards hinuntersteigt in die spärlicher beleuchteten Unterführungen der Metro, um nach Hause zu fahren, stößt man unvermittelt auf die Kehrseite und erhält einen ordentlichen Stich ins Herz. Da kauern hinter den Türen, auf den Gittern der Luftschächte, in den Rundungen der Gänge und auf den Treppenstufen zerlumppte, ausgemergelte, erbarmungswürdige Gestalten, Gestrandete des Lebens, heimatlos und sogar zum Betteln zu müde, nur darauf erpicht, ein bißchen warme Luft für ihre erstarrenden Glieder zu finden. Schweren Herzens und tieftraurig kehrt man ins warme Hotelzimmer zurück und wünscht sich plötzlich leidenschaftlich nach Hause, um so bitteren Kontrast zwischen schwelgerischem Genießen und absoluter Hoffnungslosigkeit zu fliehen.

La Gloire

Jeder rechte Mann liebt sein Vaterland und setzt im Notfall Gut und Blut an seine Ehre. Der Franzose hat darüber hinaus noch etwas, den Ruhm - la Gloire. Viele tausend Straßen und Plätze hat Paris, viele hundert Stationen der Bahnen und Untergrundbahnen. Sie tragen meist klangvolle Namen, die an ruhmreiche Schlachten und illustre Feldherren erinnern. Paris mag sich noch unendlich erweitern, nie wird man um berühmte Namen der Vergangenheit verlegen sein, die neuen Plätze und Straßen zu taufen.

Wir sehen das imposante Grab des großen Korsen, zu welchem seit einem Jahrhundert eine Welt wallfahrtet und noch Jahrhunderte wallfahrten wird; wir sehen seinen Waffenrock von Marengo, seinen einfachen, grauen Feldherrenmantel, den er aus Rußland trug, seinen Dreispitz vom einsamen Felsen auf Helena, den sagenhaften arabischen Schimmelhengst Vizir, das Fernrohr, mit dem er die Schlachtfelder Europas nach feindlichen Heeren absuchte. Wir sehen die unzähligen, ruhmbeladenen Fahnen, Adler und Standarten, die im Kanonenbrüllen

und Pulverdampf von Austerlitz, von Wagram, Eylau, Jena, Friedland, Ulm und Montmirail wehten und im Beifallsgebrüll siegestrunkener Armeen flatterten. Wir sehen alles dies mit wehmütiger Ergriffenheit und gedenken der Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Wir sehen die Rüstungen ruhmreicher Könige und sieggewohnter Feldherren und Vasallen, wir sehen stolze Reiter und grimmige Krieger aller Zeiten einer ruhmbeladenen Vergangenheit, wir sehen die Flugzeuge berühmter Flieger des Weltkrieges, die Tragflächen von unzähligen Kugeln durchbohrt, wir sehen Unmengen eroberter Kanonen aller Kaliber, zerschossene Tanks und zerschmetterte Maschinengewehre, hinter deren durchsiebten Schildern unbekannte Soldaten vergessen starben. Und trotz diesem unsterblichen Ruhm heldenhafter Taten der Aufopferung, der den Zyniker verstummen macht, erhebt sich in unserem Herzen die bange Frage - wozu? Wie unendlich viel Blut und Tränen, wie unermeßliches Leid versunkener Geschlechter klebt an diesem Ruhm! Wird es nie dazu kommen, daß um die ganze Welt ein einziger, alles andere übertönender Ruf durch die Menschheit geht: Die Waffen nieder! Ach, unendlich weit entfernt scheinen wir wieder von diesem erhabenen Ziel und alle unsere heißen Wünsche sind ein zarter Hoffnungsschimmer, den der Rauhereif eines blutroten Morgens zerstört!

Ufer der Seine

Prächtige alte Bäume zieren die Ufer der gemächlich dahinfließenden Seine, auf deren Wellen viele Barken und Schleppkähne schaukeln. Die Führer dieser Kähne wohnen meist mit ihrer Familie in der kleinen, aufgebauten Kabine und oft sehen wir herzige, kraushaarige Kinder am Ufer mit Sand spielen, während die junge Mutter an Bord eine wenig zahlreiche Wäsche in die Sonne hängt. Ein romantisches Leben muß das sein, das diese Flußfahrer führen, deren Heimat die schwankenden Planken darstellen und deren Nachbarschaft oft alle Tage wechselt. Wo schicken sie ihre Kinder zur Schule ? Wo erreicht sie der Postbote, wo der Steuereinzieher ? Nun, um die Findigkeit der Letztern braucht uns wohl auch in Frankreich nicht bange zu sein. Zu vielen Hunderten sitzen auf den Quaimauern die Arbeitslosen und lassen an langen Angelruten arme Würmer baden. So sehr wir uns mit Zusehen gedulden, nie sehen wir einen noch so bescheidenen Fischzug Petri. Dagegen verwickeln sich oft die Angelschnüre und dann erhebt sich ein leidenschaftlicher Disput, einmal sehen wir auch mit freudigem Ruck einen alten, ausgedienten Schuh hoch im Bogen ans Ufer schnellen, zornig ergreifen und weit hinaus in die Wellen schleudern, wobei ein Sprudel von gut pariserischen Schimpfworten den unschuldigen Schuh unbekümmert lassen mag. Die Quaimauern tragen viele Kisten und Kasten, angefüllt mit alten, abgegriffenen und meist gar schmutzigen Büchern, die von wortgewandten Verkäufern und Verkäuferinnen um ein Paar Sous an die Armen als Sonntagslektüre verkauft werden. Meistens bringen die Käufer das Buch, nachdem sie es durchstöbert haben, um den halben Preis zurück oder lassen es auf ein neues anrechnen.

Bei der «Chambre des Députés» sehen wir an diesem strahlenden Aprilsonntag ein starkes Polizeiaufgebot unter dem Kommando von mehreren Polizeioffizieren, an den Toren patrouillieren Doppelposten mit aufgefanztem Bajonett und im Garten bemerken wir hinter

vielen Büschen die Käppis von Gendarmen auf dem Anstand. Eine Halbschwadron der republikanischen Garde zu Pferd passiert, statt der alten Helme mit den prächtigen Roßschweiften tragen Offiziere und Mannschaften blaue Stahlhelme. Mit absoluter Sicherheit traben die aufgeregten und rassig-schönen Pferde in scharfem Tempo über den spiegelglatten Asphalt. Ich würde mich schon hüten, ihnen das mit „Arbalète" nachzumachen. Sonderbar berühren uns diese Vorkehren einer demokratischen Republik, daß sie nicht überflüssig sind, wissen wir leider aus kürzlichen, blutigen Ereignissen und wenn wir unserm Hotelier Glauben schenken sollen, ist dies erst der Anfang weit schwererer Zwischenfälle.

Auf einer Promenade ein farbiges Bild. Sitzen da recht gemütlich zwei Poilus beisammen, der eine ist ein rabenschwarzer Senegalneger, der andere ein zitronengelber Ton-Chinese. Beide tragen dieselbe, blaue Uniform der einen und unteilbaren Republik und schauen interessiert den Sonntagsspaziergängern nach.

Köstlich amüsiert es mich, wie ich Pfeuti einmal wissen lasse, er möge mit dem Abendessen beginnen, wenn ich nicht zur abgemachten Zeit im Hotel sei. Wie ich mich zu Tische setze, bemüht sich mein Korporal mit viel Überwindung, zwei Dutzend Schnecken aus schlüpferigen Häuschen zu kitzeln und wie ich ihn lachend frage, warum er gerade Schnecken bestellt habe, klärt er mich grinsend auf. Er habe nach dieser verdammten „Preisliste", d. h. nach dem Menü den ersten Gang bestellt, da habe ihm der Kellner große, grausige Krebse gebracht, er habe die zurückgeschickt und mit dem Zeigefinger auf den zweiten Gang gewiesen, da bringe ihm der „Möff" sonst eine „Sauerei", er habe wieder refusierte, da seien eben diese Schnecken aufgerückt und nun hätte er sich nicht dafür gehalten, nochmals zu reklamieren.

Feierlich eine Messe im gewaltigen Dom der Kirche von Notre-Dame. So freigeistig der Franzose ist, so gut katholisch ist er auch, die große Kirche ist trotz dem strahlenden Sonnenwetter von Gläubigen dicht besetzt und eine atemlose Stille herrscht im hochgewölbten Raum, wie von der Empore ein Knabenchor herrliche Choräle singt. Die Kirchen des katholischen Frankreich stehen den Gläubigen und Ungläubigen zu jeder Tages- und Nachtzeit offen und uns will scheinen, daß dies der Kirche förderlicher sei, als unsere protestantische Verschlussenheit.

Versailles

Der Fremdling, der Paris besucht, wendet wohl immer auch seine Schritte nach Versailles, jenes gigantische Schloß des Sonnenkönigs zu bestaunen, das die Laune eines Despoten und die Fron versunkener Geschlechter aus einer Flugsandwüste zauberte. Und er wird, wenn anders ihm nicht jeder Sinn für Historie abgeht, auch die beiden Trianons aufsuchen und jenen Winkel des unendlichen Parks, der unter schattigen Wipfeln den «Hameau» oder Dorfweiler Marie-Antoinettes birgt, jene idyllischen Häuschen am lieblichen Gestade des kleinen,

künstlichen Sees, Sinnbild und Erzeugnis einer spielerischen Laune jener letzten und reizendsten Königin des Rokoko.

Zwielicht

Hundertfünfzig Jahre sind eine lange Zeit, hundertfünfzig Jahre sind eine kurze Zeit, denn tausend Jahre sind vor dem Herrn der Welt wie ein Tag und wie eine Nachtwache.

Hundertfünfzig Jahre sind gekommen und versunken seit jenem Frühjahr 1784, da die Königin den Bau ihres Weilers anordnete. Der Erbauer ist historisch nicht sicher festgestellt, doch dürfen wir den Architekten de Mique als solchen vermuten, denn alte Pläne seiner Entwürfe sind noch vorhanden. Andere Pläne, in der National-Bibliothek zu Paris, tragen das Signum des Architekten Baltard.

Der «Hameau» ist ein typisches Produkt seiner Zeit. «Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus.» Die Menschen des Rokoko, die ihr Leben führten wie einen einzigen Tag der Freude und Lust, fühlen einen Weltuntergang, dessen fernes Donnern unter ihren Füßen dahinrollt und die Ordnung aller Dinge erschüttert. Wie das letzte Leuchten eines langen Sommertages überstrahlt nochmals das Licht der Welt abschiednehmend eine glänzende Epoche, die unter gleißnerischem Schein so unendlich viel Leid und Ungerechtigkeit verbarg. Und wie Kinder, die den Zorn der Eltern fürchten, suchen diese leichtlebigen Menschen einer versinkenden Zeit den Rückweg zu Tugend und Einfachheit. Die Lustschlösser sind verlassen, die glänzenden Feste verklungen, die Hirschparks liegen verödet. Jetzt baut man mit Vorliebe einfache Miniaturdörfchen, idyllische Meiereien neben die alten, prunkvollen Schlösser.

Vornehme Herren greifen zur Angelrute, statt zum Falken, zierliche Hofdamen tragen oft ihr Haar ungepudert in der natürlichen Fülle ihrer Locken und vergnügen sich dabei, kleine Schafherden an stillen Schloßteichen zu weiden. Und stumm und teilnahmslos spiegeln die stillen Wasser diese harmlosen Bilder wider, wie sie einst ungerührt das vieltausendfältige Glitzern mächtiger Kronleuchter in die Finsternis und die Unendlichkeit strahlten. Keine bacchantischen Gelage mehr durchklingen nächtelang die königlichen Gärten, schwermütig neigen sich Trauerweiden über vergessene Venusstatuen, die gespenstig das fahle Licht des Mondes in die Finsternis der Haine locken. Traurig säuselt der Wind durch einsame Pappeln, die wie Grenadiere auf verlorenem Posten in den schwarzen Himmel starren. Eine unbewußte Sehnsucht nach Vergangenem erfüllt die Menschen, man hebt Ruinen und zerbröckelnde Monumente, man trifft sich auf Gräbern und fällt sich weinend in die Arme, und weiß nicht warum.

Die Glocken

Wir sehen die Mühle am See, wir sehen das niedliche Taubenhaus, die verstreuten Pächterhäuser und Scheunen hinter blühendem Flieder, die kleine Kapelle und das Haus der Königin, an dessen Holzlauben die Glyzinen und Kletterrosen ranken. Und wenn wir unsern Blick über die schillernden Wasser schweifen lassen, gewahren wir von mächtigen

Baumgruppen gekrönte Wiesenhänge, die sich sanft zu einem sprudelnden Bache neigen. Ein Hirte aus den Schweizerbergen hütet mit den königlichen Kindern eine Schafherde und etliche Ziegen, ein munterer Sennenhund tollt um den Dauphin von Frankreich und Navarra. Eine Glocke bimmelt zur Messe und andächtig kniet die Königin mit Madame de Lamballe vor dem flackernden Licht des Tabernakulums. Marie-Antoinette ist aus dem leichten, königlichen Falter längst die sorgliche Mutter und verantwortungsbewußte Gattin und Königin geworden. Vorbei die vergnüglichen Bühnenspiele im kleinen Trianon, vorbei die heimlichen Fahrten im Mietfiaker zu den Pariser Maskenbällen mit dem genußsüchtigen Artois, vorbei die Schlittenfahrten mit der leichtfertigen Polignac mitten im Sommer über mit teurem Salz überschüttete Parkwege. Wann immer sie kann, zieht sie sich mit ihren Kindern nach ihrem «Hameau» zurück, bei einfachen Hirten und Bauern ihre glücklichsten Stunden zu verleben.

«Après nous le déluge¹⁶»: ein verhängnisvoll leichtsinniges Wort einer leichtsinnigen Pompadour, in den Wind gesprochen und nun vom Sturme zurückgebracht ! Die Sintflut ist da und brandet um die Mauern alter Schlösser. Bald hier, bald da im weiten Frankreich geht ein feudaler Herrnsitz in Flammen auf und schreibt mit roten Brandlettern ein Menetekel in die nächtlichen Himmel.

In Paris hat die Revolution ihr Haupt erhoben, das Volk hat die Bastille erstürmt und dem Erdboden gleichgemacht und das Königtum hat weder gewagt, dies zu hindern, noch zu strafen. Stellenhungrige Advokaten, aus dem Nichts aufgetauchte Abenteurer führen das große Wort und treiben das Gute mit dem Schlechten dem Abgrund zu. Mögen die fanatischen Anklagen auch bittere Wahrheiten enthalten, vieles ist niedrige Verleumdung und unhaltbare Verdächtigung, jubelnd und gierig von einem unwissenden Pöbel aufgesogen, mit Genugtuung selbst bei Hofe vermerkt und weitergetuschelt. Sogar der friedliche «Hameau» wird von verleumderischem Haß umspült. Und während der alte Priester den Klang seiner kleinen Kapellenglocke über den See bimmeln läßt, läuten in Paris die Glocken von St-Antoine Sturm. Während hier friedliche Herden auf saftigen Wiesen äsen, stürzen dort aus ihren Dachkammern und Kellerlöchern mit leerem Magen und durstiger Kehle die Elenden, die Entwurzelten, die Enterbten. Unabsehbare Massen lassen von ihrem Tritt die Vorstädte erzittern und ihr Geheul durchgellt die Gassen. Noch bändigt auf schäumendem Schimmelhengst ein prahlerischer Lafayette mit Drohungen und Versprechungen, mit befehlenden und bittenden Worten ein aufgewühltes Volk, noch reitet ein stolzer Prinz von Lambesc mit seinen Dragonern Attacken auf besetzte Seinebrücken. Noch stehn die Wachen und ziehen ruhigen Schrittes, das Gewehr im Arm, wie seit vielen hundert Jahren, vor den Schloßstoren zu Versailles auf und ab. Wie lange noch ?

Der Sturm

Die Saat langer Jahrhunderte ist überraschend der Ernte entgegengereift und mit Disteln und Dornen fallen unter der Sichel unerbittlicher Schnitter unschuldige Blumen und stolze Halme.

¹⁶ Nach uns die Sintflut!
www.hans-schwarz.ch

Wie ein wirbelnder Orkan treiben alle Dinge dem Abgrund zu, um vom schwindelnden Rand in den Krater der Hölle zu stürzen, ohne Halt, ohne Hoffnung und ohne Erbarmen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ruft es von hundert und tausend Transparenten, vorläufig noch für eine angstvoll lange Zeit ist es die Freiheit in Ketten, die Gleichheit im Tode, vor allem aber scheint es uns die Brüderlichkeit Kains zu sein.

«Que la terreur soit à l'ordre du jour»! Der Schrecken ist an der Tagesordnung und unerbittlich fahren die Karren mit den sechsunddreißig Sprossen ihre Opfer durch die Straßen furchtgebannter Städte. Der König ist dahin und mit ihm eine zwölfhundertjährige Dynastie vom Throne gestoßen, die Königin hat durch einen heldenhaften Tod Unsterblichkeit erlangt und das kleine Trianon mit dem versteckten «Hameau» verwaist zurückgelassen. Noch einmal überschwemmt die aufgestachelte Volkswut die Stätten ihres einstigen Glücks. Und auch hier kühlt sich die Rache aufgepeitschter Leidenschaften lediglich an den Gegenständen, die an die verhaßte Österreicherin erinnern. Das große Königsschloß bleibt unberührt, noch heute blickt die stolze Reiterstatue des Sonnenkönigs von der Schloßterrasse zu Versailles über das weite Frankreich. Dagegen werden die Möbel und Gemälde der beiden Trianon aus den Fenstern geworfen und verbrannt, die goldenen Karossen von barfüßigen und zerlumpten Sansculotten¹⁷ aus den Remisen gezogen und ins Feuer gestoßen, worauf sich der Pöbel nach dem entlegenen «Hameau» wendet, die Bosquets, die Orangerie, die Fliederbüsche, die Rosenkulturen und die Zäune aus Holz niederzutreten und in den Boden zu stampfen. Ein glückliches Schicksal verschont die Gebäude, obschon die niedrigen Dächer aus Stroh die Brandfackeln locken mögen.

Die Stille

Einsam und verlassen, wie ein endloser Traum aus einem vergessenen Märchen liegen die kleinen Hütten des idyllischen Weilers Jahre und Jahrzehnte an den stillen Wassern des kleinen Sees. Was die Volkswut verschonte, haben im Laufe eines Jahrhunderts Regen und Wind arg mitgenommen. Der große Korse liebt das Schloß von Versailles nicht. Er zieht Fontainebleau, Malmaison, St-Germain dem Prunkschloß der Bourbonen vor. Doch läßt er mit großen Mitteln den gänzlichen Verfall verhindern. Versailles geht einem langsamen, aber sichern Ruin entgegen. Notdürftig werden die umfangreichen Dächer des großen Schlosses während der zweiten und dritten Republik und dem zweiten Empire geflickt. An den Schlössern von Trianon treibt der Wind Fangball mit zerbröckelten Ziegeln und durch zerstörte Fenster pfeift der Sturm in die königlichen Gemächer. Die Strohdächer des «Hameau» verdorren in der Hitze langer Sommer und verfaulen im sturmgepeitschten Regen endloser Winter. Da erhebt diesen Zeugen einer trotz allem glorreichen Vergangenheit Frankreichs der Retter in der Person des

¹⁷ Mit Sansculottes (auch dt. Sansculotten, von franz. ohne Kniebundhose, Culotte, selbst abgeleitet von cul – „Boden“, „Hintern“) wurden in der Zeit der Französischen Revolution (1789–1799) die Pariser Arbeiter und Kleinbürger bezeichnet, die im Gegensatz zu den von Adligen und Klerus getragenen Kniehosen (sog. Culottes) stattdessen lange Hosen trugen, wie sie zur Arbeit geeignet waren. Sansculottes sind demnach Menschen, die von körperlicher Arbeit leben. Es waren meist kleine Handwerksmeister, Gesellen, Händler und Gastwirte. Die Sansculottes wurden politisch einflussreich, weil sie die Jakobiner unterstützten, allerdings verfolgten sie unterschiedliche politische Ziele. (Quelle: Wikipedia)

amerikanischen Philanthropen und Milliardärs Rockefeller. Eine hochherzige Stiftung von hundert Millionen Franken, unterstützt durch große Beiträge des französischen Staates, ermöglicht nach dem Weltkriege eine umfassende Renovation.

Die Auferstehung

Mit peinlicher Sorgfalt an Hand vergilbter Pläne werden im Verlaufe des letzten Jahrzehnts die Schlösser von Versailles und Trianon restauriert. Was das letzte Jahrhundert durch billigen, notdürftigen und oft kitschigen Ersatz am reinen Stil verdarb, wird entfernt und historisch getreu nachgebildet. Und während der letzten drei Jahre kommt auch der «Hameau» Marie-Antoinettes an die Reihe. Die verfaulten Strohdächer werden abgetragen und auf solider Unterlage wird neues Stroh stilgerecht aufgeflochten. Monatelang fahren schwere Lastwagen und hochrädige Pferdekarren Baumaterial durch die weiten Parkwege nach dem stillen Weiler am verträumten See. Niedrige Holzzäune umgeben wieder wie damals die einzelnen Hütten, im Frühjahr 1934 wird in alter Pracht verschwenderisch der Flieder blühen und im Sommer werden die Kletterrosen an hölzernen Geländern emporranken.

Das alte Frankreich hat sich mit „seiner“ Königin ausgesöhnt. Wohin der Wanderer in Versailles auch seine Schritte lenken mag, in der Stadt, im Königsschloß, in Trianon, im «Hameau», überall klingt vertraut und achtungsvoll und - so will uns scheinen - mit leisem Bedauern der Name Marie-Antoinette ihm entgegen. Alle die andern Königinnen, die Katherinen und Marie-Katherinen, die Marie-Luisen und Marie-Adelaiden, die sich in diesen Schlössern putzten, die tanzten an prunkvollen Festen und ein Leben lang durch diese weiten Parkwege plaudernd und lachend am Arme schmucker Kavaliers hinschwebten, die liebten und Dauphins und Prinzessinnen gebaren, um - wenn ihre Zeit gekommen - achtspännig zu Grabe zu fahren, sie alle sind vergessen und ihre illustren Namen sind ausgelöscht im Gedächtnis der Menschen. Marie-Antoinette aber, die Anmutige, die Lebensfrohe, und Marie-Antoinette, die Verfolgte, die Duldende und heroisch Leidende, ist die Königin von Frankreich und Navarra und wird es bleiben bis in späteste Zeiten.

Wenn wir uns aber für eine kurze Stunde dem unbeschreiblichen Charme dieses verträumten Weilers am grünschillernden See hingeben, wenn wir in stiller Andacht dem Schlag der Amsel lauschen und sinnend die kräuselnden Wellen betrachten, werden wir mit Wehmut, trotz dieser Auferstehung, der Vergänglichkeit aller Dinge gedenken und uns jenes alten Wahrspruchs des Veda erinnern:

Ist einer Welt Besitz für Dich zerronnen,
Sei nicht in Leid darüber - es ist nichts;
Und hast Du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht in Freud darüber - es ist nichts;
Vorüber gehn die Leiden und die Wonnen,
Geh an der Welt vorüber - es ist nichts!

Louveciennes

Ein Büchschenschuß abseits der Heerstraße, die von St-Germain über die Höhen von Marly nach Versailles führt, liegt das Schloßchen Louveciennes. Inmitten eines mächtigen Parkes und mit prächtigem Ausblick auf das Bois de Boulogne und das ferne Paris. Dichter Efeu flüstert um mächtige Kastanien, die dunkle Schatten auf verlassene Pfade werfen. Schlanke Farne zittern am Weg und nicken uns geheimnisvoll zu, wenn der laue Wind über den Rasen streicht. Monoton, wie die Uhr der Ewigkeit, plätschert das Wasser im Teich. Wir aber möchten dem dunklen Efeu, dem stummen Rasen, dem murmelnden Wasser alte Geheimnisse ablauschen, und wir möchten jenen Stein am Wege umfassen und ihn fragen, wie alles war.

Der Spiegel

Madame Dubarry¹⁸ sitzt am Ufer des kleinen Teiches und die blanke Wasserfläche wirft ihr Bild zurück. Der Spiegel im Wasser sagt ihr, daß die vierzig Jahre ihres Lebens keine Spuren hinterlassen haben. Sie ist noch unverzeihlich schön. Sie ist noch immer l'Ange - der Engel - wie zur Zeit, als sie bei der Gourdon Freudenmädchen war. All die Jahre aufregender Verteidigung gegen Intrigen der Höflinge und die Zeit ihrer Verbannung in den düstern Mauern von Pont-aux-dames haben nicht vermocht, ihrer siegenden Schönheit Abbruch zu tun.

Unter dem Inkognito eines Grafen von Falkenstein war letztes Jahr Kaiser Joseph II. am Hofe zu Gast und ließ sich trotz dem Schmollen seiner Schwester Marie-Antoinette nicht abhalten, auch Louveciennes seinen Besuch abzustatten. Und als Madame Dubarry sich bescheiden weigern wollte, dem mächtigen Herrscher in den galant dargebotenen Arm einzuhängen, beschwichtigte er ihre Bedenken mit dem feinsinnigen Wort: «La Beauté est toujours Reine¹⁹».

Sie, die einst an ihren hohen Stöckelschuhen den Schmutz der Gasse auf die Parkette von Versailles trug, sie, die einen alternden Ludwig und eine zwölfhundertjährige Dynastie um ihr letztes Ansehen brachte, ist heute eine stille Frau und eine Wohltäterin der Armen geworden. Und hier, im abgelegenen Louveciennes, erblüht ihr erstmals das Glück wirklicher Liebe. Ein britischer Grandseigneur, Lord Seymour, wirbt um ihre Gunst. Und die verwöhnte Kurtisane, die den allmächtigen Choiseul stürzte, die Minister ins Exil und Kanzler aus dem Sessel warf, sie, die Generale vom Kommando brachte und Regimente an ihre Günstlinge verschenkte - sie liebt jetzt aufrichtig, leidenschaftlich und demütig zugleich. Einige Briefe sind noch erhalten und zeugen für sie.

Rauch über den Wipfeln

Hier ist es still, leise plätschert die Fontaine und nur ab und zu verliert sich der Sang eines Vogels im Gesträuch. Doch drüben in Marly muß Schreckliches vor sich gehen. Der königliche

¹⁸ vgl. Anhang

¹⁹ Die Schönheit ist immer Königin.
www.hans-schwarz.ch

Gärtner steht mit schlotternden Knien vor ihr und seine Worte überstürzen sich in Angst und Zagen. Über den Bäumen von Marly steigen dunkle Rauchschwaden empor und breiten sich träge aus wie eine Drohung und eine Mahnung zugleich. Heute morgen sind vor den Schloßstoren des Parkes unabsehbare Massen von Sansculotten erschienen, haben die schweren Eisengitter aus den Angeln geworfen, das Lustschloß erstürmt, alle die kostbaren Möbel, die unersetzlichen Gemälde, die schweren Teppiche, die Nippsachen und köstlichen Porzellane von Sèvres auf einen wüsten Haufen geworfen, angezündet und restlos verbrannt. Dann haben die Hemmungslosen die Mauern unterhöhlt und mit Pulver das Schloß gesprengt. Die berühmten Wasserwerke Remequims, die mittels zweihunderteinundzwanzig Pumpen das Wasser der Seine zu künstlichem Wasserfall in die Hügel von Marly leiteten, sind zerstört, der kunstvoll angelegte See zum Auslaufen gebracht, die zierlichen Anlagen, die Bosquets, die Rosenkulturen zerstampft. Fußhohe Reste der einstigen Grundmauern künden heute als einzige, stumme Zeugen dem Wanderer, daß inmitten dieses Parks von alten Bäumen das prunkvolle Lustschloß des Sonnenkönigs stand.

Madame fröstelt bei dieser schrecklichen Kunde. Die Wahnwitzigen! Wohin ist es mit diesem Volke gekommen, mit dem Respekt vor dem König? Ach, sie vermag nicht einzusehen, wie viel gerade sie zu diesem schlimmen Ende beigetragen hat. Wird dieser Sturm an Louveciennes vorübergehn? Besorgt späht sie nach dem Rauch über den Wipfeln von Marly. Doch, der Sturm geht vorüber und mit den letzten düstern Wolken, die ein frischer Wind zerstreut, schwinden ihre Sorgen. Was hat sie denn zu befürchten? Sie streut mit vollen Händen Gaben unter die Armen, die Gemeinde von Louveciennes vergöttert sie, der Maire hat ihr feierlich seine unverbrüchliche Ergebenheit, seine unwandelbare Dankbarkeit und seinen Schutz zugesichert. Und ist sie nicht selbst ein Kind des Volkes?

Die Tauben

Die weißen Tauben, die um die Türmchen von Louveciennes flattern, lieben sie. Und sie betrachtet sinnend ihren Flug. Gestern hat sie durch einen sichern Boten an die Königin im Temple geschrieben und ihr ihre bescheidene Hilfe angeboten. Sie will ihr Vermögen opfern, ihr Geschmeide versilbern, ihr Gut verpfänden, um die Mittel flüssig zu machen, ihrer Königin zur Flucht zu verhelfen. Ob sich die Königin in ihrer Not zu der Geächteten herablassen wird? Ob sie die demütig angebotene Hilfe zurückweisen wird? Noch ist ihr Bote nicht zurück. Ach, wenn eine ihrer weißen Tauben in raschem Flug hinüberstreifen könnte nach jenem unheimlichen Turm, wo unnötige Grausamkeit und finstere Gewalt den Namen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und das Frühlingserwachen eines freiheitsdurstenden Volkes schänden!

Der Hochadel verläßt Hals über Kopf Frankreich. Der Graf von Provence gab das Beispiel, der Graf von Artois ist längst schon weg, die Polignacs, die Breteuils, die Herzöge von Nemours und viele tausend hohe Herren haben die Grenzpfähle zwischen ihren Hals und Madame République, die Guillotine, gebracht.

Viele brauchen ihre Hilfe. Mancher Grandseigneur erschien bei ihr, der sie seit langem ängstlich gemieden. Gestern auch war auf schäumendem Roß der Herzog von Laval in Louveciennes eingeritten und hat Entsetzliches berichtet. Sein Schloß wurde verbrannt und von der Erde restlos weggetilgt. Seine Gattin und seine beiden Kinder fand er ermordet im Park, die ihm treu gebliebene Dienerschaft rings an den Bäumen aufgeknüpft. Sie verschafft dem gänzlich Fassungslosen andere Kleider, gute, schnelle Pferde und als Kaufmann verkleidet flieht er in verlässlicher Begleitung eines ihrer Diener der fernen belgischen Grenze zu.

Durch Vertraute läßt sie immerfort Pferde aufkaufen und macht sich damit eines Staatsverbrechens schuldig, denn die Republik hat alle Pferde der Aristokraten für die Artillerie sequestriert. Flinke Diligences und schnelle Reitpferde tragen fast täglich Flüchtlinge von Louveciennes der Grenze zu.

Auch ihr rät man dringend zur Flucht. Sie weigert sich. Zwei Männer beschützen sie. Der Herzog von Brissac, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, dazu der Gardeoffizier von Mont-Sabre, ein Hüne von Gestalt und der beste Schütze und Degenfechter auf hundert Meilen.

Blätter im Wind

Ihren Verwalter hat sie weggeschickt. Er nahm sich heraus, ihr Vorwürfe zu machen wegen ihrer Begünstigung der Aristokraten. Wir glauben, er meinte es ehrlich mit ihr, und wir müssen annehmen, daß er, wie alle Männer, die mit ihr in Berührung kamen, sie liebte. Doch ist er vor allem gesinnungstreuer Republikaner. Nun ist er gegangen. Mit einem bösen Blick und leisem Hohn in den Mundwinkeln. Aus dem heimlichen Verehrer ist ihr ein schlimmer und fanatischer Feind erwachsen. Einige Diener, auf deren Treue sie Häuser baute, sind mit ihm weg. Sogar ihr Neger Zamor hat ihr den Gehorsam aufgekündigt. Blätter im Wind! Der Boden wird heiß in Louveciennes.

Das Schloßchen ist überfüllt mit Verwundeten, Edelleuten vom 10. August, Schweizergardisten, Offizieren. Sie ist hier nötiger denn je und denkt nicht an Flucht. Allen hilft sie, versieht sie mit Pässen, mit Pferden, mit Geld, sobald sie reisefähig sind.

Die Republik hat dem gefangenen König eine Leibgarde von achtzehnhundert Mann bewilligt. Mit geheimer Absicht trug Brissac seine Dienste als Kommandant an. Er ist unerschrocken und er glaubt, damit Mittel und Wege zur Befreiung des Königs zu finden. Er erhält den Posten. Nun ist er in Paris, ungern ließ sie ihn ziehen. Doch Mont-Sabre ist noch da. Er schläft am Tage und nachts patrouilliert er um Louveciennes. Er ist haltlos verliebt in sie und er wird sich für sie in Stücke hauen lassen. Sie steht am Bogenfenster und lauscht in die finstere Nacht hinaus auf seinen ruhigen Tritt. Liebt sie ihn? Sie weiß es nicht. Sie wird ihm dankbar sein für seine Treue. Dort drüben im Nebel liegt Paris. Dort steht Brissac auf seinem gefährlichen Posten. Fast täglich kommt ein Bote mit einem seiner feurigen Briefe. Sie bewundert den Unerschrockenen und sie sehnt sich nach seinem ermutigenden Zuspruch. Wird sie ihn wiedersehen?

Glitzernde Steine

Drei Tage war sie abwesend, Mont-Sabre hat sie begleitet. Mit Schrecken gewahrt sie bei ihrer Rückkunft, daß Diebe in Louveciennes eingebrochen waren und ihr wertvollstes Geschmeide gestohlen haben. Trotzdem der Kapitän der Schweizerkompanie in Courbevoie ihr eine Wache gestellt hatte. Die Diebe hatten den unerfahrenen, jungen Soldaten betrunken gemacht. Sie ist so unvorsichtig, Nachforschungen anstellen zu lassen. Sie, die Vergessene und bisher Unbehelligte, wird zur Zielscheibe heftigster Angriffe des «Ami du Peuple».

Eine erschütternde Kunde trifft ein. Der Herzog von Brissac ist seines Kommandos entsetzt und verhaftet worden. Ein königstreuer Nationalgardist bringt seine eigene Mitteilung darüber und die flehentlichste Bitte, nach England zu flüchten. Er bittet, nichts zu seiner Rettung zu unternehmen, da sie der geringste Verdacht verderben würde. Trotzdem unternimmt sie es.

Wie oft in dieser schlimmen Zeit, steht sie am Fenster ihres Schlafzimmers und lauscht hinaus. Wann wird der Bote wiederkommen? Ach, sie ist bald allein. Brissac, der herrlich Tapfere, schmachtet in der Conciergerie. Sie weint still hinaus und fleht und betet. Still und teilnahmslos zieht der Mond seine Bahn und wirft ein fahles Licht auf den schattigen Park. Da hört sie fernes Stimmengewirr und den Tritt vieler Menschen. Und sie hört am untern Ende des Parks die erhobene Stimme Mont-Sabres, der Halt gebietet. Hohngelächter und Pfeifen und ein einziger Schrei der Wut aus vielen Dutzend Kehlen antwortet ihm. Ein Schuß dröhnt, Mont-Sabre muß geschossen haben, denn das Geschrei schwillt an zu einem Geheul der sieben Höllen. Rasch fallen mehrere Schüsse, sie hört Schläge gegen das Tor. Das Herz setzt ihr aus vor Angst. Wieder hört sie Mont-Sabres Stimme. Endlos fallen die Schüsse, dann dringt ein Triumphgeheul an ihr Ohr. Sie tritt schreckensbleich zurück, ein Diener stürzt weinend herein. Und ihm fast auf den Fersen mit Fackeln und Sturmlichtern eine wilde Menge. Eine Pike wird emporgehoben, sie sieht das Haupt Mont-Sabres aufgespießt. Die Sinne schwinden ihr.

Schatten

Nun ist wieder Herbst. In Louveciennes ist es sehr still geworden. Zweimal hat man sie verhaftet und jedesmal hat sie die Gemeinde beim Sicherheitsausschuß wieder frei bekommen. Viermal war sie mit richtigen Pässen und gegen Verpfändung des Ehrenwortes in London, wo man die Hehler faßte, welche die Diebsbeute von Louveciennes vertreiben wollten. Soeben ist sie zurückgekehrt, trotz dringendsten Bitten ihrer Freunde und Gönner in England.

Der König ist tot und auch die Königin hat ihr Martyrium hinter sich. Brissac ist tot, grausam auf dem Wege nach dem Gericht vom Pöbel gemeuchelt. Der mutige Mont-Sabre ist nicht mehr. Einige alte Diener sind noch da, das ist ihr einziger, schwacher Schutz. Es ist einsam geworden um sie. Der Maire von Louveciennes hat versprochen, ihr rechtzeitig Nachricht zu geben, wenn irgendein Unheil im Anzuge sei. Er ist zwar ein überzeugter Patriot, aber er sieht nicht ein, was alle diese Grausamkeiten an Besiegten fruchten sollen. Und zudem würde ihn die Gemeinde in Stücke reißen, wenn er sie nicht schützen wollte.

Was trieb sie aus dem sichern England zurück und ins Verderben? Ihr verpfändetes Wort? Wohl kaum. Aber sie kann sich von ihrem Louveciennes, das noch ungeheure Schätze birgt, nicht trennen. Sie denkt mit Schauern an die Zeit ihrer Armut, da sie ihren Körper verkaufte um feiles Geld. Und sie hofft, daß der Schrecken enden müsse. Und daß ihre Anhänglichkeit an die Monarchie und ihre Wohltaten an armen Flüchtlingen belohnt würden. Da trifft sie unerwartet rasch das Schicksal mit hartem Schlag. Louveciennes wird besetzt, sie wird in ihren Gemächern gefangen gehalten. Kein Freund, auch nicht der Maire, darf mehr zu ihr.

Flackerndes Licht

Leise flackern die Kerzen des vergoldeten Leuchters. Sie sitzt still und weint. An ihrem Sekretär durchwühlt ein finsterner Kommissär ihre Briefschaften. Seine bösen Absichten verbirgt er hinter einem riesigen Halstuch in dem sein Kinn gänzlich versinkt. Ein krummer Säbel baumelt an der breiten, trikoloren Schärpe und wirr fällt ihm strähniges Haar bis auf die Schultern. Sie spricht eindringlich auf ihn ein, von vielem Schluchzen unterbrochen. Unbeweglich liest er Brief um Brief aus dem geheimen Fach, das zerbrochen vor ihm offen steht. Dankesbriefe sind es von Flüchtlingen, denen sie behilflich war. Aber auch anderes. Ein genauer Plan zur Befreiung des Königs und die Briefe des „Verräters“ Brissac. Und dazwischen duftende Billets doux²⁰. Leise plätschert drunten der Teich, sie hört es nicht, still zieht der Mond durch die Wipfel, sie sieht ihn nicht. Sie ringt in entsetzlicher Angst mit ach so beweglichen Worten mit der fanatischen Unversöhnlichkeit des finstern Kommissars. Er horcht wohl gar nicht nach ihr hin, und wie sie unwillkürlich seinen Arm ergreift, schleudert er die zarte Hand brutal beiseite.

Finsternis

Sie steht vor dem Revolutionstribunal. Entsetzliche Stunden und Tage der Qual und unaussprechlicher Angst liegen hinter ihr. Die finstern Richter erscheinen ihr wie böse Schatten. Alles ist unwirklich und angstvoll und schreckerfüllt in ihr und außer ihr. Sie sieht nicht die Tigeraugen des entsetzlichen Fouquiers, der neben wirklichen Verfehlungen jede Harmlosigkeit ihres Lebens zum Verbrechen stempelt. Sein Gesicht erscheint ihr wie eine leere Wand, seine scharfen Angriffe wie das Heulen eines Wolfes, der im Finstern schleicht, seine Stimme klingt wie aus einer andern Welt an ihr gequältes Ohr. Wie umnebelt erscheint ihr der zuhörende Pöbel, der zischend und heulend die Rede des Anklägers kommentiert. Ihre Verteidigung ist unzusammenhängend und oft versagt ihr die Stimme. Sie sucht fieberhaft nach guten Taten, die ihre Schuld überdecken mögen.

Mit ihr sind angeschuldigt die drei Bankiers Vandenyver. Der Vater und zwei Söhne. Ihre Schuld ist, Geld der Dubarry an Emigranten überwiesen zu haben. Der Verteidiger faßt sich kurz. Die Guillotine droht auch ihm, wenn er zuviel wagen sollte. Die Geschworenen ziehen sich zurück. Endlos lang erscheint ihr die kurze Beratung eines vorgefaßten Beschlusses. Und als der Spruch verkündet wird, fällt sie besinnungslos zu Boden.

²⁰ Liebesbriefe
www.hans-schwarz.ch

Das Rad

Sie sitzt auf dem Karren, umbrandet vom Hohn und vom Haß eines entfesselten Volkes. Bald schreit sie auf wie ein verwundetes Tier in herzerreißender Angst. Bald weint sie still vor sich hin. Unter der Menge bemerkt sie ihren ehemaligen Verwalter Arm in Arm mit dem Neger Zamor, durch Lästerungen und Beschimpfungen das Volk aufstachelnd. Dann starrt sie auf das klobige Rad, das langsam sich dreht und mit jedem Umlauf sie dem Tode näher führt. Sinnbild ihres Lebens! Oben und unten, oben und unten! Freudenmädchen zuerst, dann glanzvoller Aufstieg bis an den mächtigsten Thron, Geächtete in Klostermauern, Herrin von Louveciennes und jetzt nur noch ein Bündel Angst und Verzweiflung. Ach, Louveciennes! Nie wieder wird sie den blühenden Flieder sehn, nie mehr dem Plätschern des Teiches lauschen, nie mehr sinnend den schwungvollen Flug ihrer Tauben betrachten! Krampfhaft ringt sie ihre gefesselten Hände nach dem Pöbel, der neben dem Karren schreitet. Hohn und Spott antwortet ihr. Der alte Vandenyyver spricht ihr zu, sie hört ihn nicht. Er mahnt sie, zu beten! Ach, wie lange hat sie dies schon verlernt. Und auch sie hatte einst eine Mutter, die an ihrer Wiege saß und sie leise in Schlummer sang.

Ohnmächtig tragen sie die Gehilfen Samsons aufs Schafott. Da wacht sie auf mit einem entsetzlichen Schrei, der selbst die gefühllose Menge erschauern macht. Sonst gehen diese ci-devants mit stoischem Gleichmut in den Tod, oft hohnvoll und verachtungsvoll den Pöbel betrachtend. Sie aber ringt verzweifelt mit gefesselten Händen gegen drei Henker, sie stößt nach ihnen mit ihren kleinen, niedlichen Füßen, sie wehrt sich mit ihren blanken, weißen Zähnen. Die Henker beeilen sich, ihr entsetzliches Amt zu Ende zu führen.

Flüsternder Wind

Alles verweht und geht vorüber, auch das Schrecklichste. Leise webt die Zeit ihren Schleier über gute und böse Taten der Menschen. Unermeßliche Ströme von Blut trank die Erde und brachte doch mit jedem neuen Lenz neue Blüten. Leidenschaften, Liebe und Haß kommen und versinken im ewigen Wechsel der Unendlichkeit.

Marly-le-Roy ist nicht mehr, doch still wie damals steht das Schlößchen von Louveciennes inmitten seiner alten Bäume. Leise wie damals murmelt das Wasser im Teich und schlanke Farne zittern im Wind, der über den grünen Rasen streicht.

Uns aber ziemt es, der Vergänglichkeit aller Dinge zu gedenken und uns einzuprägen, daß nur die Liebe und nicht der Haß uns frommt. Und wir dürfen auch ohne Groll Johanna Vauberniers gedenken, der Leichtsinnigen, der Verschwenderin, der Buhlerin, denn sie trug daran nicht mehr Schuld als der Rauch, der notwendig dem Feuer entsteigt, und wir dürfen ihr um ihrer guten Taten willen verzeihen, denn vielleicht war sie eine Notwendigkeit für ihre Zeit, wie der Flügelschlag des Vogels, der die Lawine löst und uns dem Frühling näher bringt.

Ile de France

Die Chaussee

So hast du uns denn wieder, du endlose Straße, von unendlichen Ahorn- und Pappelalleen gesäumt, die sich am Horizont zu kleinen Punkten zusammenschieben. Nicht zu erleben fast das holprige Pflaster von fünfzehn Kilometern durch die Stadt und die Vororte, die Roß und Reiter ungemein ermüden und nur einen zögernden Schritt gestatten. Nun aber traben wir wieder auf diesem grünen Teppich, der sich an Frankreichs Straßen in breiten Bändern hinzieht und mit den Blumen des Frühlings schmückt. Endlos weitet sich der Blick in dir, du goldene Ile de France, im Schmuck des ersten Grüns zarter Blätter und im schneeweißen Gewand duftender Blüten! Zahlreiche Schmetterlinge geben uns oft ein kurzes Geleit und aus allen Büschen und Hecken jubelt das Frühlingslied der Vögel.

Hält uns nicht zu spät eintreffende Post zurück, so nehmen wir nun stets die ersten fünfzehn Kilometer vor dem Morgenessen. In Paris konnten wir uns neu mit Ovomaltine versehen, ein Frühstück, das wir gegen kein anderes mehr tauschen würden, auch wenn mal eine Wirtin schief blickt, wenn wir ihren duftenden Kaffee ablehnen.

Nach Boissy passieren wir ein prächtiges Schloß, es ist Gros-Bois. Napoleon schenkte es nach der Schlacht bei Wagram dem Marschall Berthier zugleich mit den Titeln und Einkünften eines Prinzen von Wagram. Viele Säle und Zimmer sind noch genau so möbliert wie damals, das Prunkbett des Marschalls blieb seit seinem Tode unberührt. Heute gehört das Schloß, zu dem durch ein prachtvolles Tor eine breite, achthundert Meter lange Allee führt, der Prinzessin de la Tour d'Auvergne.

Versunken und vergessen

Ein kurzer Mittagshalt in Marigny. Freundliche Wirtsleute, die sich eifrig um unsern Rappen und unsern Mittagstisch bemühen. Hier muß der tapfere Ritter von Marigny gewohnt haben. Die Dorfbewohner wissen nichts mehr davon, aber dort in jenem struppigen Park, dessen Mauer verfallen ist, stand früher ein Schloß. Als Marigny zum Zeichen seiner Wohlgeneigtheit gegenüber der Republik ein Hoch auf sie ausbringen sollte, stieß er dem Kommissär, der ihn inmitten seiner Dragoner dazu aufforderte, seinen Stockdegen mit dem Rufe: „Vive le roi!“ in die Halsbinde und, was schlimmer war, in die Gurgel. Dann schlug er sich durch sieben Dragoner, die nach ihm haschten, warf sich auf das Roß des sterbenden Kommissärs und kam nach vielen Abenteuern nach der Vendée, wurde der berühmte Artillerieführer der königlichen Armee. Sein Schloß aber wurde dem Erdboden gleichgemacht, nicht einmal die Grundmauern, die man aus dem Boden riß, sind mehr vorhanden.

Irgendwo hier herum muß auch das Schloß Boncourt Adalberts von Chamisso gestanden haben, das er so eindrucksvoll besang. Auch dieses Schloß wurde von Fanatikern restlos von der Erde getilgt.

Auf den weiten Feldern von Villeloup eine Koppel Schafe mit Hirt und Hund. Ich trabe zu ihnen hin, „Arbalète" ist sofort von den sonst scheuen Tieren umringt und schnuppert an ihrer Wolle. Pfeuti knipst dieses Bild und ich verlange die Adresse des Hirten, um ihm einen Abzug schicken zu können. Er sagt, er müsse mir seine Papiere zeigen, ich könne doch diesen sonderbaren Namen nicht verstehen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich den gut schweizerischen Namen Röthlisberger lese. Der Großvater des Alten war Schweizergardist, blieb nach der Revolution im Lande und ließ sich naturalisieren. Unser Abschied von diesem braven Sohne Tells, der weitab der großen Straße auf endlos weiten Feldern der Champagne seine Koppel hütet, ist besonders herzlich.

Mit dem sinkenden Abend erreichen wir Troyes, das Tricassae der Römer, die Residenz der Grafen von Champagne, den Stützpunkt großer Armeen in vielen Kriegen.

Die Stadt der Kirchen

Troyes - das ist die Stadt der Kathedralen und Kirchen. Acht gewaltige Gotteshäuser zeugen von der Opferfreudigkeit versunkener Geschlechter. Jedes dieser Bauwerke bietet so viel des Bewundernswerten, daß man einen Tag allein zur Besichtigung der Kirchen dieser Stadt verwenden sollte. Das Portal der Kathedrale mit den unzähligen Strebepfeilern, den Strebebögen, Fialen, ausgehöhlten und abgeschrägten Gesimsen, durchbrochenen, achtseitigen Pyramiden, das Laubwerk der Kapitale, Friese, Kreuzblumen, die Verästelungen der hohen Spitzbogenfenster und Türen, die Heiligenfiguren lassen ahnen, mit wie viel Liebe und Aufwand an Mitteln frühere Generationen an ihrem Gotteshaus in achtunggebietender Frömmigkeit schufen. Künstler von Gottesgnaden ließen in Blei gefaßte, farbenprächtige Glasgemälde erstehen, die das helle Tageslicht magisch gedämpft in den hochgewölbten Chor fluten lassen. Bei der Madeleine-Kirche auf kleinen Plattformen kunstvolle Statuen, besonders bemerkenswert diejenige der Heiligen Martha aus dem XVI. Jahrhundert. Das Monument der Grablegung Christi in der Kirche St-Pantaleon ist eine Sehenswürdigkeit für sich.

Auch sonst bietet Troyes unzählige architektonische Raritäten. Das Hotel de Mauroy, ein Holzbau mit einem malerischen Hof, der an das alte Frankfurt erinnert, das Katzengäßchen, das mit seinen malerischen Winkeln an Süditalien denken läßt, die Katherinenbrücke mit ihren Wasserrechen und alten Befestigungstürmchen.

Die öffentliche Beleuchtung dieser alten französischen Landstädte ist oft noch auf der Stufe der Vorkriegszeit. Da geht noch der Gasanzünder, ein kleines, flackerndes Flämmchen auf lang geschulterter Pike abends durch die Straßen und erinnert mich lebhaft an alte Gymelerstreiche in den Lauben Berns, wo wir Taugenichtse dem eifrigen Laternenmann auf genügend Distanz folgten und seine Licherherrlichkeit hübsch der Reihe nach wieder ausbliesen. Wenn man durch diese düster beleuchteten, alten Gassen streift, überfällt einem plötzlich um eine Ecke ein

strahlendes Lichtermeer des einzigen Kinos im kleinen Städtchen. Auch über den französischen Kino müssen wir einiges melden. Die Franzosen würden sich mit unsern abgehackten, höchstens zweistündigen Programms nicht begnügen, besonders, wenn noch ein Viertel davon der Lichtreklame dienen muß. Die Programme in diesen Kinos umfassen immer zwei Hauptstücke, zwei humoristische Beilagen oder belehrende Reportagen, dazu eine Wochenschau, die allein meist eine Stunde dauert. Dabei sind die Franzosen disziplinierte Besucher. Man sieht da Hitlerparaden mit tausenden von Hakenkreuzen und preußisch gedrilltem Taktschritt, endlose Défilés der Sowjetarmee auf dem roten Platz in Moskau und dergleichen mehr, ohne daß es einem einzigen Besucher einfallen würde, Beifall oder Mißfallen zu äußern. Der Franzose merkt sich, was ihm nützlich scheint zum Einprägen, und er hat noch die alte Parole nicht vergessen: *Jamais y parler, toujours y penser*²¹. Nur wenn die flotte, belgische Armee vor ihrem neuen König über die Leinwand unter dem Klang der schmetternden *Clairons* marschiert, geht eine spontane Bewegung der Sympathie durch das begeistert strahlende Publikum, und auch dies hat seine Bedeutung, will mir scheinen. Die Kinopreise entsprechen ungefähr den unsern, aber der Franzose sieht etwas für sein Geld, denn ein Programm dauert von abends 9 Uhr bis 1 Uhr früh und oft noch etwas länger.

Auch einen Wanderzirkus sahen wir in einer kleinen Stadt sein umfangreiches Programm absolvieren. Dieses Programm könnte bei Knie die Jahrzahl 1908 tragen. Aber diese sparsamen Provinzler, die sich einmal im Jahr eine solche Zirkusvorstellung leisten, amüsieren sich göttlich und die kleinen, noch nicht einmal schulpflichtigen Kinder dürfen bis Mitternacht mit strahlenden, entzückten Augen all die Herrlichkeiten sehn und über Witze aus dem Repertoire Noahs, die zwei gerissene Clowns zum besten geben, herzerquicklich lachen. Überhaupt ist ein französisches Publikum ungemein dankbarer als etwa wir langsamen Berner, und das Händeklatschen und Trampeln mit Füßen und Fäusten, wenn der dumme August eine besonders klatschende Ohrfeige hinter die Waschein bekommt, will kein Ende nehmen. Während alle billigeren Sitzplätze und vor allem die Stehplätze überfüllt sind, weisen die Sperrsitze und Logen bedenkliche Lücken auf. Einige Adelige von den umliegenden Schlössern sitzen gelangweilt zurückgelehnt in den abgeschabten Polstersesseln und einige Industrielle erscheinen erst nach der großen Pause mit tief dekolletierten Damen im Pelz und setzen sich geräuschvoll zu einer störenden Privatunterhaltung zusammen, die geschniegelten Herren mächtigen Kopfzigarren provozierende Rauchwolken entlockend, die Damen papierknisternd Bonbons aushüllend.

Der Volkstribun

Eine sinnvolle Mittagsstunde an den grünen Ufern der Aube. In meinem Rücken ein altes, feudales Schloß, mir gegenüber jenseits der Brücke ein langgestrecktes, einfaches Gebäude - das Haus Dantons. Hundertvierzig Jahre und dreizehn Tage sind es her, daß Danton zum letzten Mal über jene Schwelle trat, sich von seiner jungen hübschen Frau und seinem kleinen

²¹ Nie darüber sprechen, immer daran denken!
www.hans-schwarz.ch

Danton herzlich verabschiedete, um nach Paris zu gehen, jene „drei platten Schurken in das Nichts zu schmettern“, die ihn anklagten, die Republik zu verraten.

Er hat viel verschuldet, dieser starke Danton, das Revolutionsgericht ist sein Werk, von den Septembermorden sagte er selbst: «C'est moi qui les ordonna²²», er griff in den Prozeß des Königs mit dem verhängnisvollen Wort: Wir wollen ihn nicht richten, wir wollen ihn töten!

Um die Republik hat er unsterbliche Verdienste, er veranlaßte die Erhebung des Volkes in Massen gegen die Invasion fremder Söldner. Nun hatte er genug des Blutes, genug der Schrecken, wollte ein verängstigtes Volk zurück zu friedlichem Herde führen. Der „unbestechliche“ Robespierre, dieser seegrüne, herzlose Bürokrat, wittert Gefahr in dieser Gesinnungswendung. Gestern, als er seelenruhig an diesem Ufer seinem harmlosen Angelsport oblag, kam auf schäumendem Roß von Paris ein Bote Camille Desmoulins, bittet um Rat, ob eilige Flucht oder sofortigen Gegenangriff im Wohlfahrtsausschuß. „Kann man sein Vaterland an den Schuhsohlen forttragen?“ fragt der starke und unerschrockene Danton zurück. Und dann nach kurzem Sinnen: „Sie werden es nicht wagen!“

Nun geht er dahin, der Titan der Revolution, von den Schergen dieser Revolution vor ein ungerechtes Gericht und zu schnellem Tode geführt. „Danton, keine Schwäche!“ ruft er sich selber zu, wie es ihm zu würgender Gewißheit wird, daß er die malerisch grünen Ufer der Aube, sein junges Weib, seinen herzigen Sohn nie wiedersehen wird. „Du wirst meinen Kopf dem Volke zeigen, er ist es wohl wert!“ sagte er ernsthaft zum Henker Samson und geht dahin als echter Sohn aus dem Feuerschoß der Natur. Er hatte viele Fehler und Schlacken, dieser Danton, aber er war ein ganzer Mann, ohne Falsch und mit einem seltenen Mut; wir dürfen ihm unsere Bewunderung nicht versagen.

Das Karree

Arcis-sur-Aube hat nicht nur durch den Volksmann Danton seinen Platz in der Geschichte erhalten, auch der Volkskaiser Napoleon trug seinen Namen durch einen glänzenden Sieg in das Buch der Geschichte ein.

Die Übermacht der Verbündeten steht mit gewaltigen Heeren in Frankreichs Gefilden. Napoleon hat seine alten, sieggewohnten Truppen und Garden in den weiten Schneegefilden Rußlands preisgeben müssen, seine Regimenter sind Rekrutenregimenter, nur einzelne alte, auf den ruhmvollen Schlachtfeldern ergraute Offiziere und Sergeanten vermitteln bartlosen Jungen den alten Korpsgeist und lassen die ruhmbeladenen Fahnen und Adler zuversichtlich flattern. Der Feind hat zwar ein Vielfaches an Truppen, ein Mehrfaches an Reiterei, ein ungeheures Übergewicht an Artillerie, aber er hat auch viele Führer, die sich gegenseitig eifersüchtig die Erfolge neiden, während hierseits ein Feldherr kommandiert, der ganz Europa und halb Asien und Afrika siegreich zu Pferd durchzog. Während in Paris kaiserliche Minister bereits verräterisch mit den Bourbonen konspirieren und insgeheim mit den Verbündeten unterhandeln,

²² Ich bin es, der sie befahl!
www.hans-schwarz.ch

blicken hier junge, französische Soldaten in hingebend-vertrauender Begeisterung auf den Soldatenkaiser im grauen Feldherrenmantel.

Napoleon bindet die Armee des Haudegen Blücher, der bereits prahlerisch vom Hängen seines großen Gegners spricht, durch die Korps Marmonts und Mortiers und stößt mit unterlegenen Kräften gegen Schwarzenbergs Vorhut unter Wrede. Jenseits der Aube geraten seine jungen Regimenter in vernichtendes Kreuzfeuer und wenden sich trotz den fluchenden und widerstrebenden alten Sergeanten zur Flucht. Da stauen sich die rückflutenden Kolonnen an der Brücke von Arcis-sur-Aube, wo im heftigsten Kugelregen der Kaiser inmitten eines tapfern Karrees hält. Sein Degen weist nach den anrückenden Österreichern und das festgeschlossene Karree setzt sich feindwärts in Marsch. Die Schlacht steht, immer heißer wird das Ringen und immer dichter drohen die Reihen der Feinde. Da läßt Napoleon seine Kavallerie einhauen, langsam weichen die Österreicher zurück und lassen nur noch ihre Batterien spielen. Dreitausend Franzosen, neuntausend Österreicher bedecken die Wahlstatt, viele Einwohner und zwanzig Häuser fallen dem heftigen Bombardement der Stadt zum Opfer. Dies ist die Schlacht bei Arcis an der Aube vom 21. März 1814. Wie schwer läßt sich dies vorstellen, wenn man an diesen buschreichen, grünen Ufern sitzt und herrliche Blütenzweige und junggrüne Baumäste sich in sanften, grünen Wellen spiegeln, all dies von einer beispiellosen Stille, die kaum eine eifrige Biene summend unterbricht, traumgleich umfassen.

Das Pferd lebt

Zwei irrtümliche Auffassungen möchten wir kurz an Hand von Tatsachen korrigieren. Die erste ist die Überzeugung vieler Oberflächlicher, die Zeit des Pferdes sei vorbei und sein endgültiges Verschwinden nur noch eine Frage der Zeit. Falsch! Das Pferd lebt, es hat die Konkurrenz der Eisenbahnen überstanden, es wird auch durch das Automobil nie verdrängt werden. Das Pferd erobert sogar langsam verlorenes Terrain zurück. Gehe hin nach Paris, du Ungläubiger, und sieh dir die zahlreichen Pferdegespanne an, die prunkvoll aufgeschirrten Zweispänner der Warenhäuser, der Wäschereien, die stolzen Gespanne der Brauereien und die schweren Belgier vor den Karren der Kohlenhändler. Camionneure, die nach dem Krieg ihren Pferdestand auf 40 herabsetzten, haben heute wieder 200 Rosse im Stall. Einer erklärte uns, was er an Lastwagen zulege, bringe er mit den genügsamen Pferden wieder ein, er wolle im Nahverkehr allmählich gänzlich zum Pferdegespann zurückkehren. Bei uns aber, wenn ein Bäcker täglich sieben Wecken sieben Häuser weit zu tragen hat, muß ein Automobil her.

Irrtümlich ist auch die Auffassung, als ob alle romanischen Völker wenig Tierliebe kannten. Man sieht in Frankreich - Zigeunerpferde ausgenommen - nur wohlgenährte, sehr schöne Pferde. In der Armee werden Mißhandlungen nicht geduldet, ich sah in Saumur rabenschwarze Senegalneger mit außerordentlicher Liebe und Geduld schwierige Pferde behandeln. Kommandant de Laissardière, dieser wahre Vater der Pferde, würde mit jedem Rohling übel ausfahren.

Als Reittier gibt es für das Pferd keinen Ersatz. Reiten ist der sportlichste aller Sporte und das alte, arabische Sprichwort hat noch seine volle Bedeutung: Das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde!

Champagne

Die Champagne - das ist ein goldner Rebenhang im flutenden Sonnenlicht, die Champagne - das ist ein endloses Feld, von niederm Busch umsäumt, die Champagne - das ist ein blühender Strauch in der Unendlichkeit verlorener Steppe, die Champagne - das ist das Traumland der Poesie! Herrlich trabt es sich durch deine grünen Auen, weltberühmt ist dein köstlicher Wein, schwarzlockig sind deine schönen Frauen, du göttliche Champagne !

Taubenflattern

In Chaumont logieren wir bei einem liebenswürdigen Wirt. Vom Hundertkiloverein würde er wegen erheblichem Übergewicht ausgeschlossen. Früher aber war er nach Bildern, die er uns zeigt, ein schlanker Sergeant der Alpenjäger, jener illustren, französischen Truppe, der die Deutschen stets ihre besten Garderegimenter gegenüberstellten. Vier Jahre Frontdienst hat er geleistet und hat vom Krieg genug für immer. Seine ganze Liebe gilt den Tieren. Schafe, Schweine, unzählige Kaninchen und Meerschweinchen bevölkern seine Ställe. Seine besten Freunde aber sind die Tauben, die zu Dutzenden von vielen Schlägen niederflattern. Er sei etwas schwermütig seit dem Krieg, erklärt uns seine redselige Frau, stundenlang könne er im Hofe stehen, von seinen Tauben umflattert, die sich furchtlos auf seine Schultern und Hände niederlassen. Eine wehmütige Rührung ergreift uns, wie wir den gutmütigen, gewaltigen Mann vom Fenster aus betrachten, wie er seinen Hund streichelt, von zwei Katzen umstrichen wird und mit lockendem Ruf zu seinen Tauben spricht. Undenkbar, daß dieser Mann einst in versumpften Granattrichtern lag, mit Gewehr und Handgranate auf wackere Mitmenschen lauernd, sie vorzeitig in eine andere Welt zu schicken. „A la guerre comme à la guerre²³“, sagt er träumerisch und wünscht nicht von seinen Taten zu sprechen, die ihm den Grad eines Sergeanten und viele Auszeichnungen eintrugen.

Gute, alte Zeit

Ergötzlich ist oft das Erstaunen der Gasthofbesitzer, wenn mein Korporal Quartier für ein Reitpferd sucht. Einige Male, bei altern Herren, erweckt dies eine ordentliche Rührung und erinnert sie an alte, herrliche Zeiten, da noch die Postkutschen, die Diligences und reitende Kuriere durch die Gebiete abseits der großen Bahnstrecken zogen. Sie lassen es sich nicht nehmen, selbst mit Hand anzulegen, alte Ställe von allerhand Gerümpel freizumachen und aus

²³ Schwer übersetzbares Wortspiel: Im Krieg (geht es halt zu) wie im Krieg
www.hans-schwarz.ch

der nähern Umgebung kommen die Alten und Jungen, sich dieses seltene Ereignis anzusehen. Dann beginnen die alten Semester von frühern, bessern Zeiten zu schwärmen, wo man noch weniger Maschinen kannte, alles seinen gemächlicheren Gang nahm, jedermann Beschäftigung fand, der arbeitswillig war, das Geld noch seinen Wert hatte, ein Sous noch ein Sous war und nicht ein Garnichts wie heute. Und wie romantisch müssen nach diesen Berichten in der guten, alten Zeit die Hochzeitsreisen gewesen sein, wenn der Postillon mit seinem Hörn kräftig durch die alten, krummen Gassen ein fröhlich Lied der Liebe schmetterte, der bekränzte Wagen vor dem alten Gasthof hielt, der schmucke Bräutigam galant seinem jungen Frauchen im Reifrock den Arm zum Aussteigen bot. Und wie dann der Bräutigam den Hotelier zu einem Glase Landwein einlud und auch der Postillon, sobald er die Pferde ordentlich versorgt hatte, mithalten durfte.

Ach, heute wird dies alles in sachlicher Kürze erledigt, wenn schon mal ein Hochzeitsauto sich in den alten Gasthof verirrt. Die meisten sausen im Eiltempo durchs kleine Städtchen und alles, was die braven Bürger davon haben, ist eine Nase voll Gas und Staub.

Auch der Flieger gehört zur neuen Zeit, der hoch im Äther auf Windesflügeln dahinzieht. Er kann nach dem Frühstück in Havre aufsteigen, in Marseille das Mittagessen einnehmen, um nach dem Nachtessen in Paris rechtzeitig mit seiner Cathérine in die Folies oder ins Casino de Paris zu chauffieren. Wir aber reisen nach alter Art mit einer Pferdekraft und unsere Etappen sind entsprechend kürzer, aber auch beschaulicher. Wir sehen alte, winklige Gassen mit pittoresken Erkern und wunderlichen Türmchen, alte, wappengeschmückte Haustore, prächtige gotische und romanische Kirchentüren mit sonderbaren Figuren, wir sehen stolze Schlösser und burgartige Bauernhöfe, weidende Pferde auf saftigen Wiesen, sich selbst überlassene Kuhherden, struppige Esel hinter struppigen Hecken, wir begegnen alten Leuten, in deren Charakterköpfe die Leiden und Freuden der Zeit ihre Runen gruben, wir winken hübschen Mädchen Gruß und Abschied zugleich, wenn sie sich über malerisches Gesims aus altem Bogenfenster beugen oder am Ziehbrunnen ihre Kessel füllen. Wir sehen die emsige Wäscherin mit ihrer weißen Haube am Fluß und den knorrigen Alten, der knorrige Baumäste auf krummem Buckel nach Hause schleppt. Ach, gar vieles sehen wir, von dem der eilige Flieger und der rasende Kraftfahrer nichts sehn und wofür sie wohl auch kein Interesse haben, denn all ihr Interesse hat sich darauf zu konzentrieren, ob die zwölf Kerzen richtig funken und der Ölzeiger auf Normal pendelt. Wir aber singen das Hohelied der guten, alten Zeit, die noch Zeit hatte, die sicherlich nicht so golden-sorglos war, wie uns viele Alte glauben machen wollen, die aber doch in vielem erfreulicher war, als unser Hasten und Jagen nach Zielen, die einer Fata Morgana gleich in Unerreichbarkeit entschweben.

Steppenritt

Viele Städte der Champagne lagern auf stolzer Höhe und blicken weit über die Lande in sagenhafte Fernen. Von den mittelalterlichen Bastionen der Stadt Langres sieht man bei völlig klarem Wetter den Firn der Jungfrau und den Montblanc. Unsere Blicke schweifen vergeblich

sehnsuchtsvoll hinüber, wir sehen nur ferne, blaue Hügelzüge und den Dunst der Unendlichkeit. Langres war die Stadt der Lingonen - die Gallia Lugdunensis. Vor seinen Toren erlitten die kriegerischen Alemannen eine vernichtende Niederlage durch die kriegsgewohnten Legionen der Römer.

Sommer des vierhunderteinundfünfzigsten Jahres! Heiß brennt das große Licht des Tages auf diese Hügelzüge. Brüllend umsteht durstiges Vieh die tiefen Ziehbrunnen, die kein Wasser mehr geben wollen. So sehr dies die lingonischen Gallier beschäftigen mag, die dieses herrliche Land zu einem Garten von seltener Fruchtbarkeit schufen, so wenig verdrängt es größere Sorge. Unheimliche Kunde trugen schreckensbleiche Hirten in die Mauern. Hinter jenen fernen Hügelzügen rastet ein unabsehbares, wildes Heer. Der grausame Attila, die „Gottesgeißel“, zieht heran, hat bereits siebzig alemannische und gallische Städte geplündert und zerstört, Worms, Trier, Mainz, Straßburg seinen wilden Kriegerscharen preisgegeben. Hell schmettern die Trompeten von den Bastionen und Türmen von Langres und rufen die gallischen Ackerbauer in die schützenden Mauern. Eilig wird das Nötigste an Hab und Gut auf schwere Ochsenkarren und kleine Maultiere verladen und endlos wälzt sich ein Zug ächzender und klagender Menschen in Todesangst durch die engen Tore der hochgelegenen Stadt. Greise, Männer, Knaben, Weiber, die wehklagend die entblößten Brüste schlagen oder in stummem Schmerz den Säugling an sich drücken, Hoffnungslosigkeit im Blick, tiefste Verzweiflung im bebenden Herzen und ein Zittern in den wankenden Knien. Von den Mauern der Stadt blicken sie nochmals abschiednehmend auf das herrliche Land zu ihren Füßen, das im flimmernden Licht der Sonne weit ausgebreitet sich in die Unendlichkeit zu dehnen scheint. Ein Jüngling weist mit ausgestrecktem Arm und erschrockenem Zuruf nach den fernen Hügelzügen im Osten. Da zieht es heran, ein endloses Heer, man sieht das Blinken unzählbarer Waffen. Entsetzt bergen sich die Kinder hinter ihren schluchzenden Müttern, erbleichend starren kriegsgewohnte Gallier nach diesen unzählbaren Scharen des heranziehenden Feindes, der sich immer mehr ausbreitet wie eine Wolke von Heuschrecken. Noch an diesem Abend gibt Attila seinen Kriegern den Befehl zum Sturm. Der Kampf ist kurz, so tapfer sich die Gallier wehren und unzählige Tausende mit Hieb und Stoß von den Zinnen stürzen. Wie ein unaufhaltsamer Strom überschwemmt das wilde Heer den letzten Widerstand, alle Männer und Knaben, alle alten Frauen und Kinder werden grausam hingemordet. Nur die schönen Frauen läßt Attila an sich vorüberführen in eine Sklaverei, die schlimmer ist als ein schneller Tod.

Schauernd gedenken wir dieser grausamen, längst vergangenen Zeit und ein törichter Wunsch zieht durch unser Herz, im nächsten Moment selbst belächelt. Wir möchten das Rad der Zeit vierzehnhundertdreiundachtzig Jahre zurückdrehen und wir möchten diese Bastionen mit hundert leichten Maschinengewehren besetzen. Kein einziger jener Hunnen hätte die Mauer auch nur erreicht.

Endlos lang ein Tagesritt von 74 Kilometern von Langres nach Vesoul, der malerischen, alten Stadt mit pittoresken Häusern in krummen, engen Gassen. Wie wir einen Stall gefunden haben und Pfeuti „Arbalète“ mit Schwamm und Bürste die Schweißkrusten aus dem seidenweichen Fell wäscht, gesellt sich ein abgerissener, zwölfjähriger Junge zu uns und schaut interessiert der Säuberungskur zu. Er selbst hätte eine solche Kur bei weitem nötiger als unser Rappe, und ich verspreche ihm zwanzig Sous, wenn er sich Gesicht und Hände wasche. Er schüttelt trotzig den Kopf und erklärt sehr bestimmt, daß er sich im Leben nie waschen werde. Alles Zusprechen nützt nichts, immer hat er als stehende Antwort sein eigensinniges «Non». Dabei wäre es ein bildhübscher Junge mit kohlschwarzen Augen und dunklem Kraushaar. Wie ich ihm meine Meinung sage, trollt er sich langsam davon ohne ein einziges Mal zurückzublicken. Eigentlich bedaure ich ihn, denn er schaut abgerissener und verwahrloster aus als selbst die Jungen aus den Armenvierteln des alten Hafens von Nantes.

Interessante Beobachtungen kann man anstellen, wenn man durch lange Hotelkorridore seinem Zimmer zustrebt und die dem Portier bereitgestellten Schuhe betrachtet. Jenes hochschäftige Paar mit derben Sohlen und exakt eingelegten Nesteln gehört sicherlich einem exakten Buchhalter oder Schulmeister, jene nachlässig vor die Tür geworfenen, eleganten Halbschuhe einem wortgewandten Commis voyageur, diese derben „Trittlig“ scheinen durchaus nicht zu den feinen Damenhalbschuhen zu passen, wahrscheinlich abenteuert da ein Provinzler in der kleinen Stadt herum, jene Schnürschuhe mit Schnürgamaschen gehören sicherlich einem Chauffeur oder Töff-Fahrer und neben dem Steuer oder auf dem Sozius führt er etwas Blondgelocktes mit, nach den feinen, schwarzen Damenschuhen zu urteilen, die züchtig daneben der Bürste des dienstbaren Geistes harren. Solche Schuhparade verrät von ihren Trägern oft mehr, als ihnen lieb sein mag. Auch erinnert sie mich an einen üblen Lausbubenstreich, den wir als Gymeler in einem Interlakner Hotel etliche Jahre vor dem Krieg verübten. Trugen wir da die ausgestellten Schuhe des dritten Stockes korbweise in den ersten hinunter und die vom zweiten in den vierten und umgekehrt. Dann lauschten wir wohl eine Stunde, bis der alte Portier mit seiner Kreide anrückte, die Zimmernummern säuberlich und ordnungsgemäß auf die vor den Türen stehenden Schuhpaare der Engländer und Holländer und Deutschen schrieb, um sie nachher wieder vor die richtige Türe zu stellen. Am Morgen drückten wir uns feige zu früher Stunde auf unsere Bergtour, Zuverlässige Informationen bestätigten uns nachher, daß es, als viele Gäste eifertig aus den Federn fuhren, um rasch die Frühzüge zu erreichen, einen entsetzlichen Hailoh gab, als sie wildfremde Schuhe vor ihren Türen fanden. Natürlich mußte der arme Portier, der immerzu den Kopf geschüttelt haben mag, die Suppe, die wir ihm einbrockten, aussessen. Womit ich diesen Streich nicht etwa spätern Gymeler-Generationen zur Nachahmung empfehlen möchte, denn er verdient mit derben Ohrfeigen quittiert zu werden.

Und da wir gleich dabei sind, noch einen ähnlichen Streich aus meiner Aspirantenschule in der alten Kaserne Thun. Dort stellten die verschiedenen Reitklassen ihre Stiefel ihrem „Putz“ zum Reinigen hin. Zwischen den Reitklassen herrschte ein ewiger Kampf mit Matratzenkehren,

Schlupfbetten, nassen Schwämmen am Fußende und dergleichen tollen Sachen. Am Abend vorher hatte uns die Klasse B stilgerecht mitsamt den Betten gegen zwei Uhr morgens von oben nach unten gekehrt. Wie angenehm das ist, im ersten, besten Schlaf aufstehen und ans Bettmachen zu gehen, weiß nur der zu ermessen, der Ähnliches miterlebte. Nun wußte zufällig einer von unserer Klasse, der stets die Flöhe husten hörte, daß gegen drei Uhr früh Alarm geblasen würde. Wir versahen uns reichlich mit Reißnägeln, die wir fein säuberlich in die Stiefel unserer lieben Kameraden B streuten. Als wir beim richtig einsetzenden Alarmblasen schon fertig angezogen durch den Gang eilten, hörten wir nebenan die guten Miteidgenossen entsetzlich fluchen und schmerzlich stöhnen; noch mehr hatten sie Grund zum Schimpfen, als ihnen der gestrenge Hauptmann wegen beispielloser Schlamperei und zu spätem Ausrücken zwei Abende Konsignation aufbrummte.

Bei sommerlicher Hitze wollen wir am nächsten Tag Belfort erreichen. Um zwei Uhr aber wird die Übung abgebrochen, denn die Hitze ist unerträglich geworden. Wir wundern uns nicht, wenn wir zwei Tage später im „Bund“ lesen, das Thermometer habe sich in der Jahreszeit versehen und sei auf 29 Grad geklettert. In einem Nachtmarsch unter funkelndem Sternenzelt setzen wir die Reise fort. In Belfort sind wir bei Schweizern, Melkern eines großen Unternehmens, gut mit Stallung und Futter versorgt.

Herrlich der Ritt über die weiten Grassteppen, jeder blühende Strauch ein Gedicht, jeder Vogelsang im Gesträuch ein klangvolles Lied. Wenn ich zu einem kurzen Marschhalt aus dem Sattel steige, macht sich „Arbalète“ eifrig an ein Mahl von saftigem Gras. Ich aber lege mich lang hin, Blütenzweige mit summenden Bienen und Hummeln geben mir ersehnten Schatten und azurblau wölbt sich ein strahlender Himmel in die Unendlichkeit.

Die Toten

Viele hundert Dörfer haben wir durchzogen. Jedes hat sein Soldatendenkmal, vor dem wir zu kurzem Halt mit gezogenem Hut verweilen. Erdrückend viele Namen für diese kleinen Dörfer, oft mehr Gefallene als Häuser im Ort. So schön und ehrend können wir's nicht aufs Grab schreiben, so klangvoll, packend und herzergreifend, vier Worte nur, die unendliches Leid umschließen, vier Worte, die unbeschreiblich schwer im Gemüt lasten, vier Worte, bei denen unsere Augen feucht schimmern, vier Worte nur: Morts pour la France!²⁴ Vielmal zehntausend solcher Denkmäler stehen im weiten Frankreich und tragen zwanzig, fünfzig, hundert einfache Namen einfacher, vergessener Soldaten der Pflicht.

Besonders eindrucksvoll das Grabmal des ersten gefallenen französischen Soldaten in Joncherey, zwei Kilometer von den schweizerischen Grenzpfählen. Zweiter August 1914! Eine Welt in Spannung, alle Heere Europas auf Pikett. Noch ist der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nicht erklärt. Eine Abteilung Jäger zu Pferd der Garnison Mülhausen unter dem Kommando des Leutnants Mayer hält im Nebel eines dämmernden Sommertages. Die Pferde

²⁴ Gestorben für Frankreich!
www.hans-schwarz.ch

stampfen und scharren ungeduldig französische Erde. Beim Dorfausgang von Joncherey eine Gruppe Soldaten des 44. französischen Linieninfanterieregiments unter dem Kommando des Korporals Jules André Peugeot. Alles ist ungewiß. Erwartungsvoll und eifrig diskutierend stehen die acht Soldaten herum, während ihr Korporal aufmerksam den Nebel zu durchblicken trachtet. Befehle sind noch keine da. Man weiß nichts, man wartet und wünscht so oder so ein Ende dieser zagenden Ungewißheit. Und das Ende dieser Ungewißheit kommt rasch. Der deutsche Leutnant zieht seinen Degen, lockert seine Pistole, ein kurzer Befehl, die Jäger zügeln ihre Pferde und in rasendem Galopp geht's über Feld und Acker gegen den Dorfeingang von Joncherey. „Halte là qui vive!“ schreit Korporal Peugeot, wie er die stampfenden Hufe hört. Da ist der deutsche Leutnant schon über ihm. Ein Pistolenschuß, Korporal Peugeot sinkt sterbend in die Knie, seine Leute werden durch die Jäger auseinandergesprengt, werfen sich aber sofort zu Boden und schicken ihnen eine Salve in den Rücken. Leutnant Mayer fällt durch Kopfschuß und ist sofort tot, mit ihm hat der erste deutsche Offizier in fremder Erde sein Leben ausgehaucht.

Wer alle diese unzähligen Denkmäler betrachtet hat, wünscht leidenschaftlich eine Verständigung zwischen den alten Kulturnationen Frankreich und Deutschland. Nie wieder Krieg, in keinem Volk wohl ist dieser Ruf mehr verankert, als in den Franzosen, kein Volk aber auch wacht eifersüchtiger und mit mehr Berechtigung über seine Grenzen.

Adieu adieu...!

Wir passieren eine Schwadron Chasseurs à cheval. Schneidige Reiter mit umgehängtem Karabiner auf flinken und eleganten Rossen. Eine Abteilung Tankartillerie passiert uns, unheimlich starren Kleingeschütze und Maschinengewehre aus schmalen Schießscharten dieser Kriegswagen, aus der Luke des Panzerturms betrachten uns verwundert blaue Poilus in ihren blauen Stahlhelmen. Raupenautomobile, ringsum ebenfalls schwer gepanzert und mit Maschinengewehren gespickt, ziehen ratternd an uns vorbei und eilig rollt die endlos lange Kolonne um die nächste Kurve. Schnaubend betrachtet „Arbalète“ diese Ungetüme moderner Kriegsführung, die noch bedeutend grausamer zum Tanz aufspielen werden, wenn nicht eine Stunde vor Mitternacht die Völker sich besinnen.

In Delle noch ein kurzer Halt, dann naht die Abschiedsstunde. So sehr wir uns nach Hause sehnen und mit Ungeduld der Stunde harren, da wir durch die vertrauten Laubengassen unserer guten Stadt Bern einziehen, so wehmütig stimmt uns dieses Scheiden. Wir haben dieses Frankreich liebgewonnen. Wir haben es durchzogen im sturmgepeitschten Regen dunkler Nächte und bei strahlendem Sonnenschein, wir haben mit seinem Adel und seinen hohen Offizieren getafelt und mit seinen Bauern, Arbeitern und Matrosen unser Brot geteilt und aus der gleichen Flasche getrunken, wir fanden Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft in seinen Schlössern und Hütten, wir lassen einen Teil unseres Herzens in diesem herrlichen Lande, mit dem uns untrennbare Bande verknüpfen. Die Freundschaft, Kameradschaft und

geistige Gemeinschaft zwischen der großen Republik Frankreich und unserem kleinen Lande, gestern, heute, morgen - und für immer - dies ist unsere Bitte aus vollem Herzen an ein gütiges Schicksal. Adieu, adieu...!

Erinnerungen

Die Zollformalitäten sind diesmal schnell erledigt und wir durchziehen das malerische Tal der Allaine, mit jedem Dorfnamen in Erinnerungen an eine längst verflossene Grenzbesetzungszeit tauchend. Wer kennt sie nicht, die wohlvertrauten Namen unzähliger Dörfer, die uns an Gewehrgriffe und Taktschritte und glühendheiße Patrouillen erinnern. In Pruntrut ein längerer Halt, wir werden von Neugierigen belagert, und da ich noch meinen Bericht an den „Bund“ zu beginnen habe, delegiere ich Pfeuti, Auskunft zu erteilen. War er mein Quartiermeister, mein Patrouillenführer, meine Ordonnanz während dieses denkwürdigen Rittes, so mag er jetzt auch den Generalstäbler spielen, der die Schlachtenbummler informiert, ich habe wahrlich keine Zeit. Nur als der Chefredakteur des „Pays“ aufrückt, muß ich wohl oder übel von der Schreibmaschine weg.

Courgenay erweckt in mir nicht nur Erinnerungen an die sagenumwobene Gilberte, sondern auch an einen flotten Küchenchef, der es verstand, fünferlei Kaffee im gleichen Kessel zu brauen. Eine bezügliche Instruktion, die ich als abkommandierter Füsilier so Anfang September 1914 erhielt, mag hierher gesetzt sein: „Zersch nimmsch oben ab zwo Gamälle für üs und die höhere Ungeroffizier, de füllsch Wasser nache, de nimmsch zwo Gamälle wäg für d'Offizier, de füllsch Wasser nache, de vier Cheßle für die vier Züg, de füllsch Wasser nache, de ne haube Chessu für z'Chrankezimmer u d'Sanität u 's Spiel, de füllsch Wasser nache bis de gnue hesch für d'Träng!“²⁵ Nicht zu wundern, daß die Herren vom Train notgedrungen mit „Brönnts“ nachhalfen.

Hatten wir da übrigens einen Traingefreiten voll Mutterwitz. Wie der einmal fassen wollte, schrie ihn der Küchenchef an: „Zum Frässe u Suffe, da laht dr'nech füre, süsch gseht me nech dr ganz Tag nid!“ Worauf unser Gefreiter: „Reg di nid uf, Chuchichef. I ha nume wölle luege, ob de no vo däm guete Trängkaffi heigisch, mir chönnte grad no dr'mit de Roß d'Scheiche abe wäsche!“²⁶

Gegen Abend machen wir uns auf den Weg nach der allbekannten Caquerelle, wo wir Nachtquartier bestellt haben. Tief unten im Tal liegt das schönste Dorf des Eisgaus - Asuel. Hier wären wir beinahe Ehrenbürger geworden, so lange waren wir da im Quartier. Eine meiner schönsten Erinnerungen an die Zeit, da ich als Telephonordonnanz zu Oberst von Erlach, Brigade 7, abkommandiert war. Für diesen populären Führer wäre der letzte Füsilier der Berner

²⁵ Als erstes schöpfst du zwei Gamellen voll für uns und die höheren Unteroffiziere heraus, dann füllst du mit Wasser auf und schöpfst dann zwei Gamellen für die Offiziere. Hierauf füllst du mit Wasser auf und dann schöpfst du die vier Kessel für die vier Züge ab. Dann füllst du mit Wasser nach und schöpfst einen halben Kessel voll für die Sanität und für die Militärmusiker und dann füllst du wieder mit Wasser nach, bis du auch noch genug hast für die Leute vom Train.

²⁶ Wenns ums Fressen und Saufen geht, da sieht man euch, sonst aber den ganzen Tag nicht. – Reg dich nicht auf, Küchenchef. Ich wollte nur nachschauen, ob du noch von dem guten Kaffee für den Train etwas übrig hättest, wir könnten damit unsern Pferden die Beine waschen!

Brigade 7 durchs Feuer gegangen. „Urchig“ war oft seine Sprache und er liebte es, wenn seine Soldaten mit gleicher Münze zurückgaben. Die Füsel²⁷ nannten ihn nur den „Brigade-Ruedi“ und der schon erwähnte Blausürigring pflegte etwa zu fragen: „Isch Ruedi mit em Rößlispiel²⁸ scho düre?“ Immer hatte Oberst von Erlach einen goldigen Humor. Als er zum erstenmal in Asuel im Stabsbureau seinen „Chüechutzeler“ - die feldgrauen Überzüge - probierte, brach der gesamte Brigadestab in ein schallendes Gelächter aus, denn „Ruedi“ sah wirklich darin aus wie ein besserer Kalberhändler. Er winkte mich herbei und meinte: „So, Füsilier Schwarz, göht holit mr e Geißle, zu so me Chuteli mueß me chönne chlepf.“ Ein andermal, als seine Chauffeure eilig das Verdeck des Autos hißten, fielen dem Herrn Oberst drei Flaschen Wein aus den versteckten Falten über das Käppi auf den Schoß. „Ho, ho, da chunnt meini de Chauffeure ihre Tee“, meinte humorvoll der Brigadier und befreite dadurch die beiden Missetäter von ihrem nicht geringen Schrecken.

Die Bergstraße hinan stoßen wir abwechselungsweise pustend das schwere Militärrad, während der Rappe allein in gemächlichem Schritt uns folgt, öfters etwas zurückbleibt, um von den Borden Gras zu naschen, oft uns überholend und selbständig die Führung übernehmend. Auch diesem Militärrad müssen wir zum Schluß noch ein Loblied singen. Ein anderes Rad hätte diese Strapazen unmöglich ausgehalten, denn mit allem Möglichen und Unmöglichen war es zuletzt bepackt und wog insgesamt 60 Kilo. Nie streikte es, mit Ausnahme von zwei Nagelpannen.

Auf dieser endlos ansteigenden Bergstraße noch eine Erinnerung. Im Spätherbst 1914 wurde da unsere Berner Division von der Zürcher Division abgelöst und in nicht endenwollenden Kolonnen zogen die braven Schweizer aus West und Ost aneinander vorbei. Was sich liebt, neckt sich, und wenn Berner und Zürcher zusammen kommen, gibt es Funken. Rief da ein Zürcher aus den Reihen: „Euch chönnds meini nümme bruche, ihr Hagle!“ Worauf unser schlagfertiger Blausürigring antwortet: „Nobis, jetz müesse dere gleitige Cheibe häre, mach aber nid, daß dr a dütschi Flugere da hinger i di Zürischnörre flügt!“²⁹

Zwanzig Jahre sind es nun bald her, die kleinen Dörfer haben noch die gleichen Namen und das gleiche Aussehen. So manches bleibt sich gleich, so manches ändert sich im Lauf der Zeit und weltbewegende Ereignisse liegen hinter uns! Es war trotz allem eine schöne Zeit, und über alle vergessene Mühsal hinweg bleibt das Gedenken an eine echte und treue Kameradschaft leuchtend bestehn!

Damit kommen wir zum Schluß. Noch zwei Tagesritte und auch diese wundervolle Reise ist zu Ende. Wir wollen es dann halten wie die Grenzbesetzungssoldaten, alle Mühsal vergessen und nur des Schönen gedenken, das wir erleben durften.

Adieu!

²⁷ szdt für Füsiliere: Infanteristen (fusil = Gewehr)

²⁸ Ansammlung hoher Offiziere

²⁹ (sinngemäss:) Euch kann man hier wohl nicht mehr brauchen! – Jetzt muss die Aufgabe von schnelleren Leuten übernommen werden, pass bloss auf, dass dir kein deutsches Flugzeug in dein grosses Zürchermaul fliegt. / vgl. auch Milita helvetica I
www.hans-schwarz.ch

Serge Alexandre Stavisky (*20. November 1886 in der Ukraine; 8. Januar 1934 in Chamonix) war ein französischer Hochstapler und Finanzjongleur, dessen Affäre 1933/4 die Dritte Französische Republik erschütterte.

Stavisky, genannt der „schöne Sacha“, wurde in der Ukraine geboren. Seine Eltern wanderten über Ungarn 1899 nach Frankreich ein, wo sein Vater Zahnarzt war. Seine ersten Betrugereien beging er als Jugendlicher, als er sich mit gefälschten Geschäftskarten Theaterbillets erschwandelte. 1909 betrog er mit seinem Großvater Anleger mit einem Schein-Theaterunternehmen. 1925 gründete er eine Scheinfirma für Suppenherstellung. Ab Juli 1926 sass er 17 Monate im Gefängnis "La Santé", nachdem er einen Aktienschwindel organisiert hatte und gefälschte Schatzbriefe ausgab. Nachdem er 1927 aus der Untersuchungshaft wieder freikam, legte er deshalb bei künftigen Unternehmen Wert darauf, prominente Geschäftsleute und Politiker mit einzubinden. Seinen Prozess konnte er mit politischer Hilfe immer wieder (insgesamt 19 mal) gegen Kautionsstellung aufschieben lassen. Danach gründete er eine Firma "Phébor", die auf dem Papier hölzerne Kühlschränke für die afrikanischen Kolonien herstellte, die aber den kleinen Nachteil hatten, das sie nicht kühlten. 1928 entwickelte er in Orléans ein neues Betrugsschema: mit gefälschten Smaragden (angeblich z.T. von der letzten deutschen Kaiserin) als Sicherheit nahm er Kredite von städtischen Pfandleihen auf. Als 1930 Rückzahlungsschwierigkeiten entstanden, gründete er mit Partnern in Bayonne eine neue städtische Pfandleihe-Bank (Crédit municipale), über die er am Ende gefälschte Anleihen der Stadt Bayonne im Wert von über zweihundert Millionen Franc platzierte, die z.B. von Lebensversicherungen und den Pensionsfonds von Gewerkschaften aufgekauft wurden, nachdem Stavisky behauptete, sie wären staatlich gedeckt. Dabei hatte er die Rückendeckung hoher Politiker wie dem Bürgermeister von Bayonne Joseph Garat. Er spielte eine wichtige Rolle in der Gesellschaft, betrieb Nachtclubs und organisierte Glücksspiele. Falls Reporter ihm zu nah auf die Spur kamen, kaufte er einfach die Zeitungen bzw. gab ihnen große Anzeigenaufträge, um dann ihre Berichterstattung in seinem Sinn zu beeinflussen. Schließlich begannen dann doch ernsthafte Untersuchungen seiner Finanzierungs-konstruktionen, die er durch Gründung europaweit tätiger, staatlich geförderter Entwicklungsfonds - damals herrschte eine Depression - zuletzt noch auf einer höheren Ebene weiterführen wollte. Als sein Schwindel kurz vor dem Auffliegen war, floh Stavisky im Dezember 1933. Am 8. Januar 1934 wurde er mit einer tödlichen Schusswunde in einer Villa in Chamonix gefunden. Er lag im Sterben, als die Polizei hineinstürmte. Offiziell wurde Selbstmord als Todesursache festgestellt, doch Gerüchte über die Beteiligung der Polizei hielten an. Auch ein am Prozess gegen Stavisky beteiligter Richter, Justizrat Albert Prince, wurde enthauptet gefunden, nachdem er angeblich mit der Veröffentlichung von Dokumenten gedroht hatte.

Der Skandal erschütterte die Dritte Republik und die regierende radikale sozialistische Partei, deren Korruptierbarkeit er offenbar machte. Der Premierminister Camille Chautemps mußte zurücktreten. Sein Nachfolger Édouard Daladier löste auch den Polizeipräfekten von Paris Jean Chiappe ab. Es kam am 6. Februar 1934 zu von rechten Gruppen organisierten blutigen Strassenunruhen, die von manchen Beobachtern als Putschversuch gesehen wurden und 14 Tote in Folge hatten. Der Sozialist Daladier musste danach zurücktreten und wurde durch den Konservativen Gaston Domergue ersetzt. Da Stavisky Jude war, kamen in Zusammenhang mit der Affäre auch antisemitische Tendenzen hoch, die an die Dreyfuss-Affaire erinnerten. 1935 wurden mehrere Komplizen angeklagt, u.a. seine Witwe und ein General. Obwohl die Anklage einen hohen Aufwand betrieb (die Anklageschrift umfasste 1200 Seiten), endete der Prozess 1936 mit Freisprüchen für alle Angeklagten. Das Verbleiben von Staviskys Vermögen konnte nie geklärt werden. Einen Teil hatte er beim Baccarat-Spiel verloren.

Georges Simenon versuchte 1934 in Reportagen Licht in die Affäre zu bringen, war aber nach seiner eigenen Einschätzung nicht sehr erfolgreich. 1974 wurde die Affäre von Alain Resnais mit Jean-Paul Belmondo und Anny Duperey verfilmt.

(Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Alexandre_Stavisky)

Marie-Jeanne, comtesse du Barry (* 19. August 1743 in Lothringen; † (hingerichtet) 8. Dezember 1793 in Paris; gebürtige Marie-Jeanne Bécu) war eine Mätresse Ludwigs XV.

Marie-Jeanne Bécu kam aus ärmlichen Verhältnissen. Sie war die uneheliche Tochter einer Näherin und eines Franziskaners. Als sie nach Paris kam, arbeitete sie in dem Modehaus der Madame Gourdan, wo sie dem Grafen du Barry auffiel. Er plante, die 18-jährige blonde Schönheit dem König als Mätresse zu vermitteln, um seinen Einfluss am Hof zu vergrößern. Um sie hoffähig zu machen, fälschte er ihre Geburtsurkunde und verheiratete sie kurzerhand mit seinem Bruder, um ihre Herkunft zu vertuschen. Am 22. April 1769 wurde sie als nunmehr Adlige am Hof eingeführt.

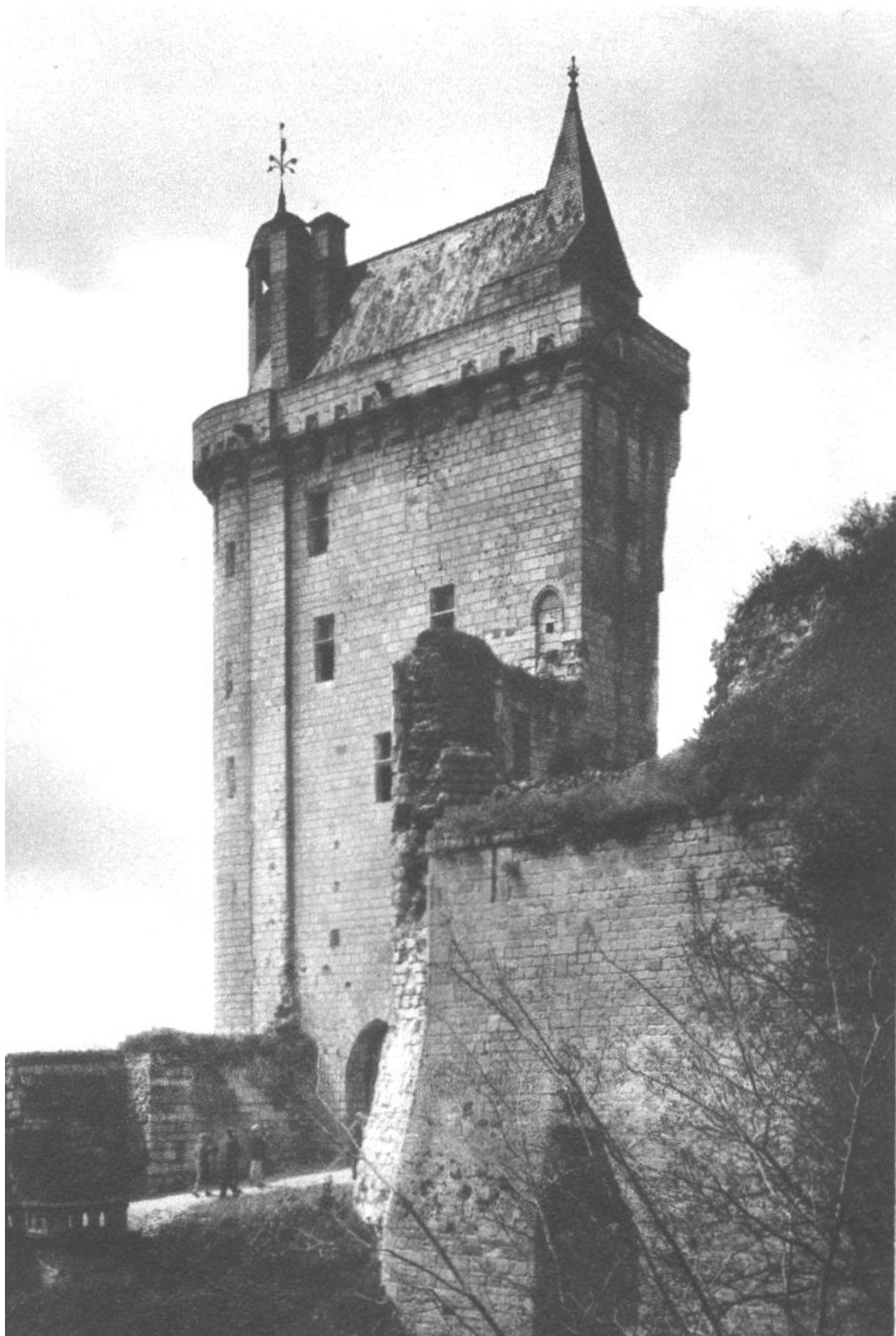
Bald konnte sie den alternden König mit ihrer großen Schönheit, ihrem Charme und ihrer Jugendlichkeit erobern. Sie bekam von ihm eigene Wohnräume im Schloss Versailles sowie ein eigenes kleines Schloss ganz in der Nähe zur Verfügung gestellt. Neben großzügigen Subsidies erhielt sie vom König Geschenke in Form von Juwelen. Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten von Ludwig XVI. und Marie Antoinette nahm sie – gegen den Widerstand des Hofes – an der Seite des Königs teil.

Der Einfluss Madame du Barrys am Hof von Frankreich beschränkte sich – im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin Madame de Pompadour – mehr oder weniger auf persönliche Intrigen. Sie wurde – ihrer Herkunft wegen – von vielen Höflingen angegriffen. Diese Intrigen machten ihr sehr zu schaffen, war sie doch als ein sehr grosszügiger und warmherziger Mensch bekannt. Personen, die ihr mit Freundlichkeit begegneten, konnten jederzeit auf ihre Freundschaft und Unterstützung zählen. Auf seinem Sterbebett verfügte der König 1774, sie in ein Kloster zu verbannen. Diese Entscheidung traf er wahrscheinlich auf Druck seines Beichtvaters und aus Sorge um sein Seelenheil, obwohl ihn Madame du Barry bis zuletzt aufopfernd gepflegt hatte, das Risiko einer Ansteckung ignorierend. Sein Nachfolger Ludwig XVI. kam dem Befehl nach. 1776 kehrte Madame du Barry – auf königlichen Befehl – wieder in ihr Schloss bei Versailles zurück.

Als die Französische Revolution ausbrach, wurde ihr Schloss ausgeraubt. Da die Juwelen des Königs ihren ganzen Besitz darstellten, ließ sie in ganz Europa danach suchen. Auf einer Reise nach England (während Ihres Aufenthaltes setzte sie sich für viele französische Emigranten ein, speziell in finanzieller Hinsicht) erfuhr sie von der Hinrichtung Ludwigs XVI. Die Situation in Frankreich als ungefährlich ansehend, fuhr sie kurz darauf nach Paris zurück. Im September 1793 wurde sie verhaftet. Sie wurde vor dem Revolutionstribunal wegen Unterstützung der Konterrevolution, Kontakten zu Emigrierten und Verschwendung öffentlichen Eigentums angeklagt und zum Tode verurteilt. Um ihr eigenes Leben zu retten, verriet sie vergeblich die Namen vieler weiterer Personen, die später ebenfalls verhaftet und zum Tode verurteilt wurden.

Marie-Jeanne du Barry wurde am 8. Dezember 1793 auf der Guillotine hingerichtet. Im Gegensatz zu der Ludwig XVI.s und Marie Antoinettes verlief ihre Hinrichtung ungewöhnlich demütigend. Die Gräfin du Barry hatte große Angst, wurde weinend und schreiend auf dem Henkerskarren zur Guillotine gefahren und auf das Schafott geschleppt, wobei sie die umherstehenden Menschenmassen anflehte. Dies sei so aufwühlend gewesen, dass unter den Zuschauern Unruhe aufkam, so dass der Henker unmittelbar Tumult und Übergriffe befürchtete und die Hinrichtung mit Gewalt beschleunigt durchgeführt wurde. Die Gräfin wehrte sich verzweifelt und bot an, ihr Leben zurückzukaufen. Ihre angeblich letzten Worte seien gewesen: "De grâce, monsieur le bourreau, encore un petit moment" ("Gnade, Herr Scharfrichter, noch einen kleinen Moment!")

(Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Madame_Dubarry)



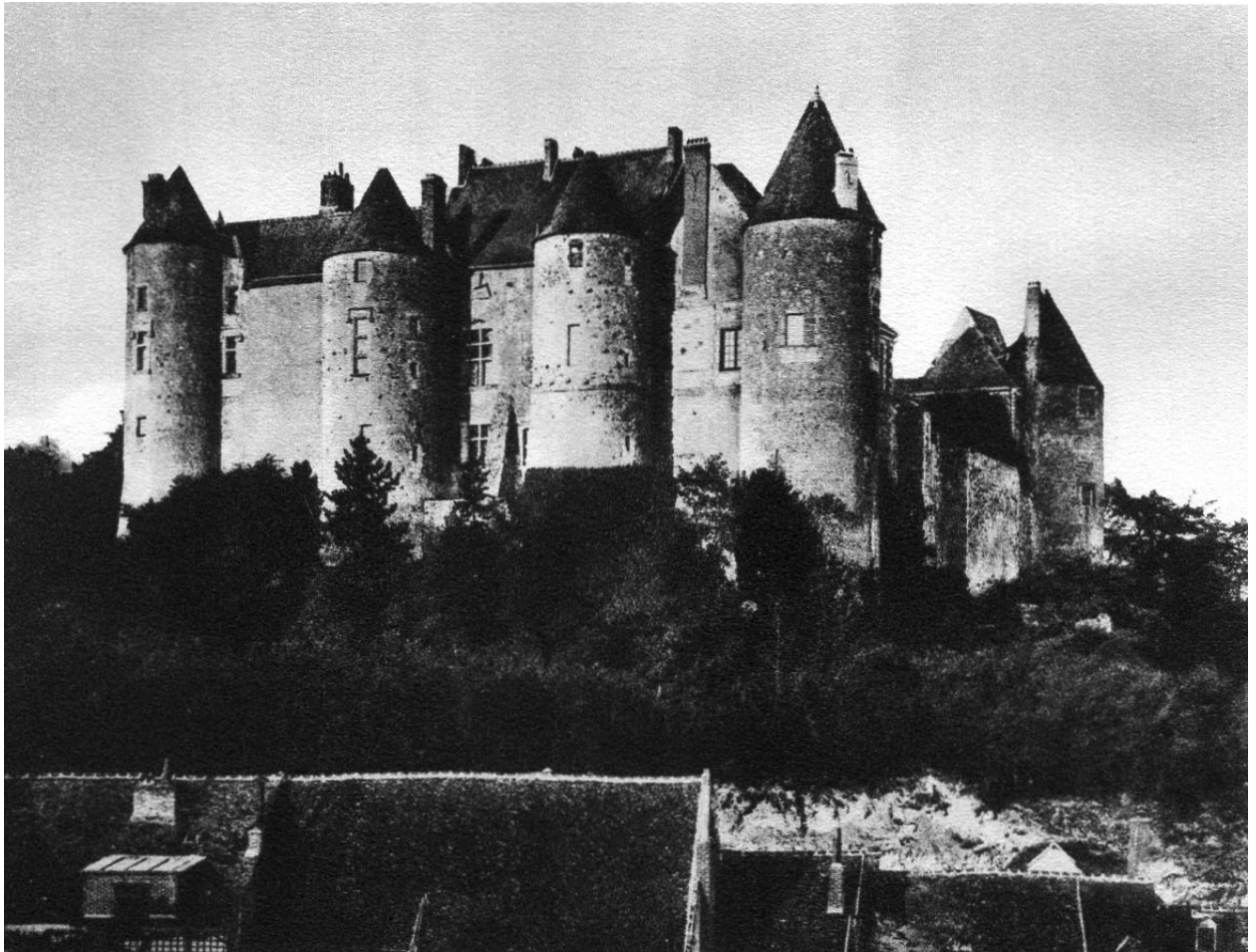
Ruine Chinon. Der Glockenturm



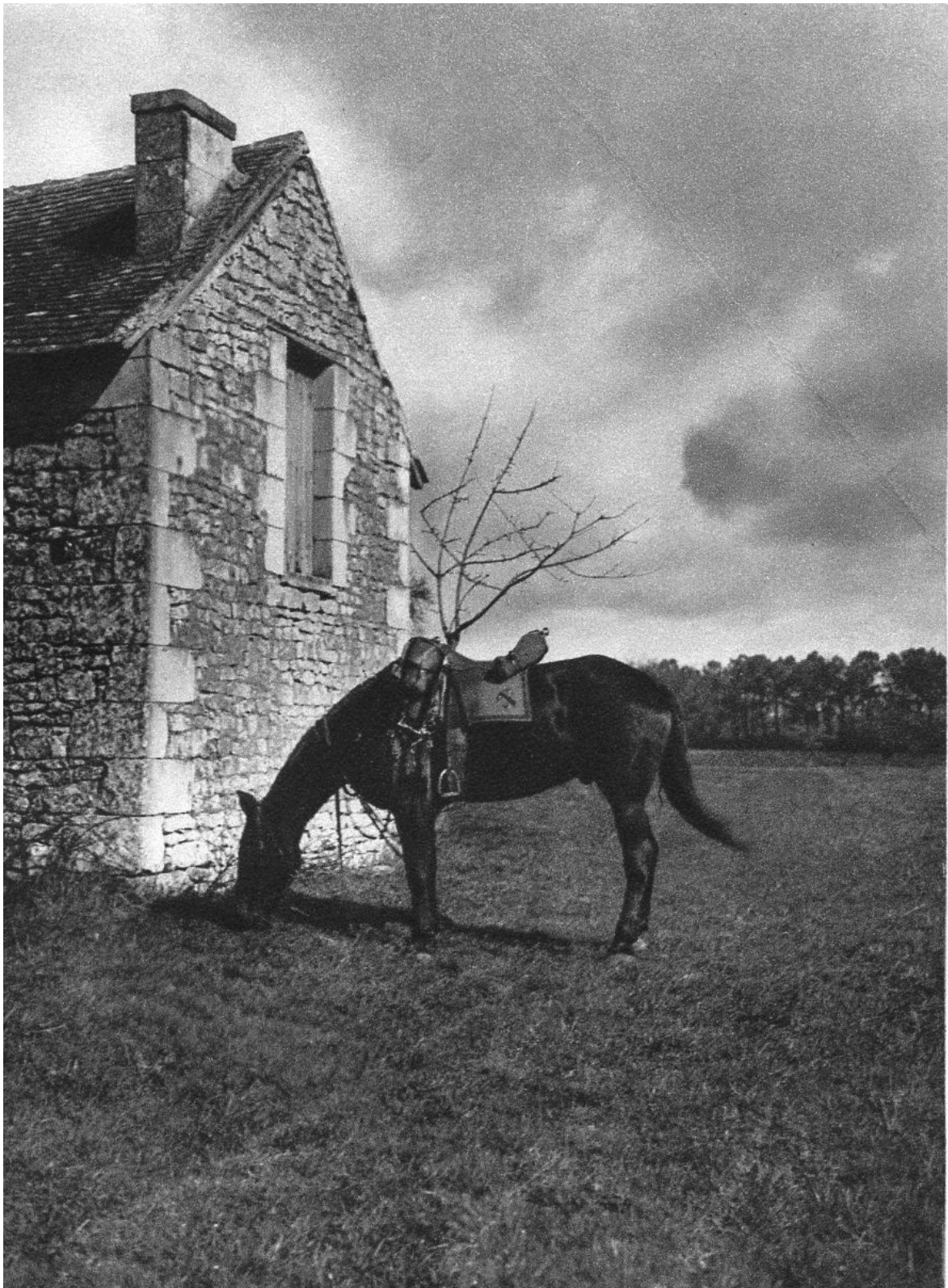
Schloss Nantes. Residenz der Herzoge der Bretagne. (Photoglob-Wehrli-Vouga)



Felsenburg „La Cluse“ bei Pontarlier (Phot. Lévy & Neurdein)



Burg zu Luynes (Phot. Lévy & Neurdein)



„Arbalète“ im Nivernais



Brücke über die Loire bei Orléans



Auf Landstrassen der Vendée



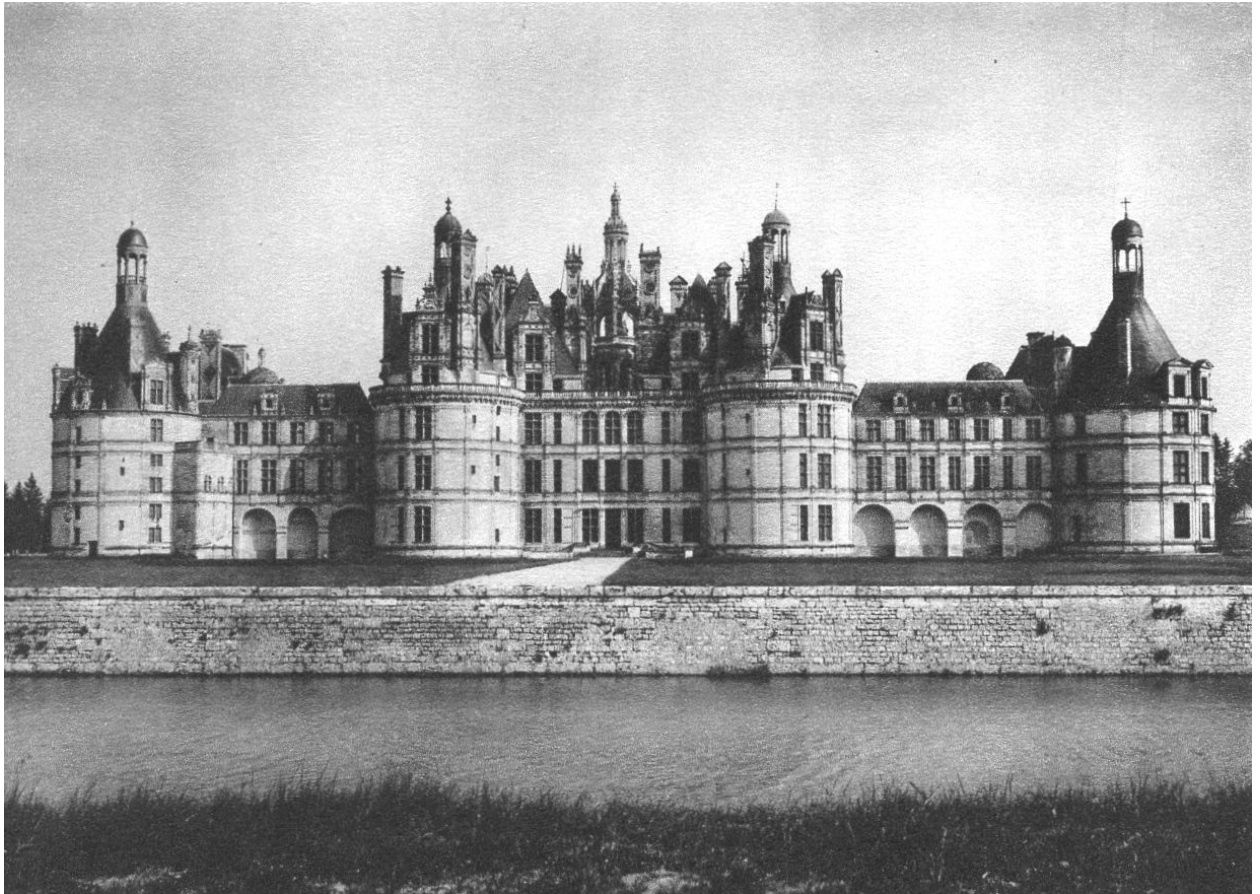
Saumur. Croupade



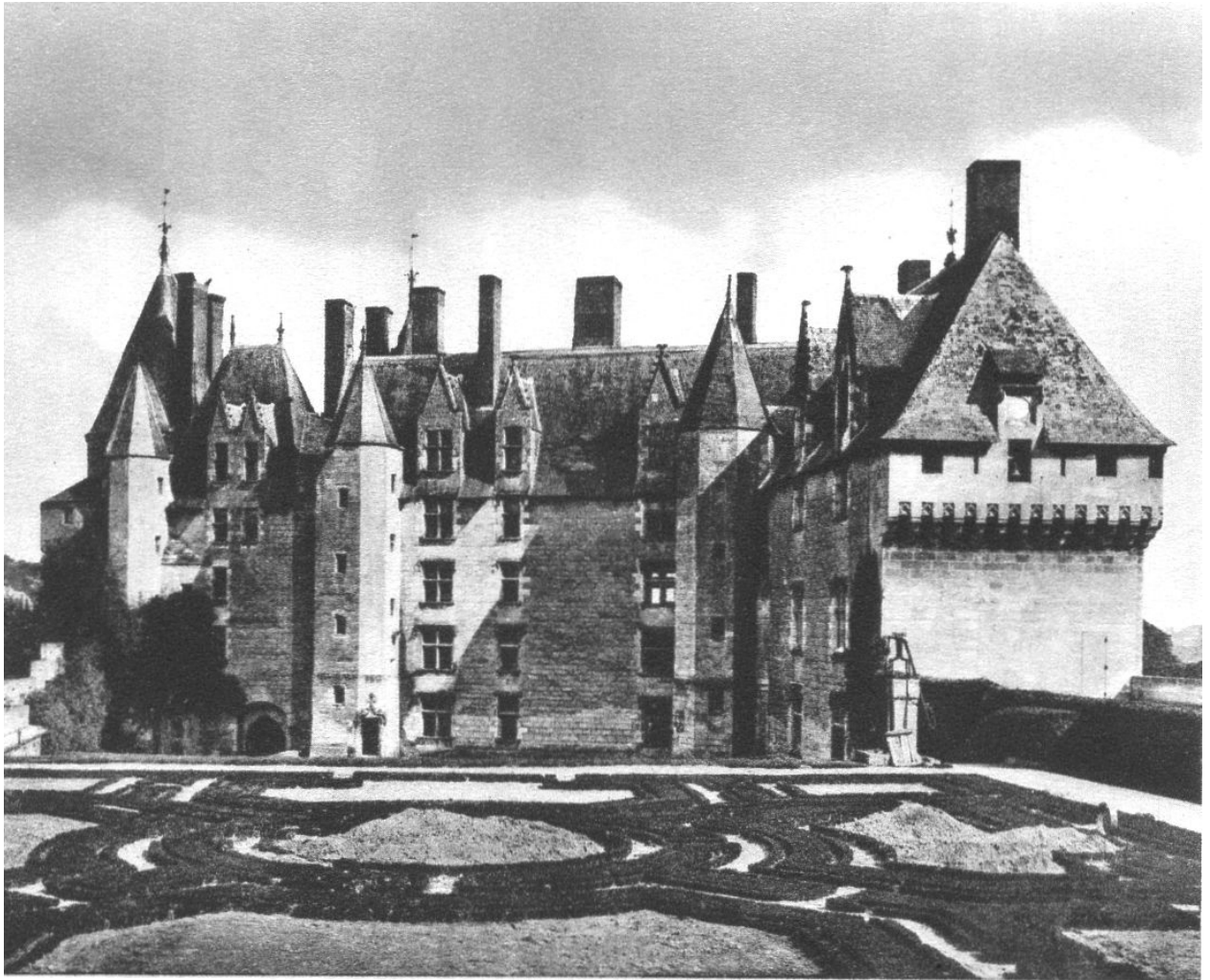
Burg Chaumont an der Loire (Phot. Lévy & Neurdein)



Schloss Amboise



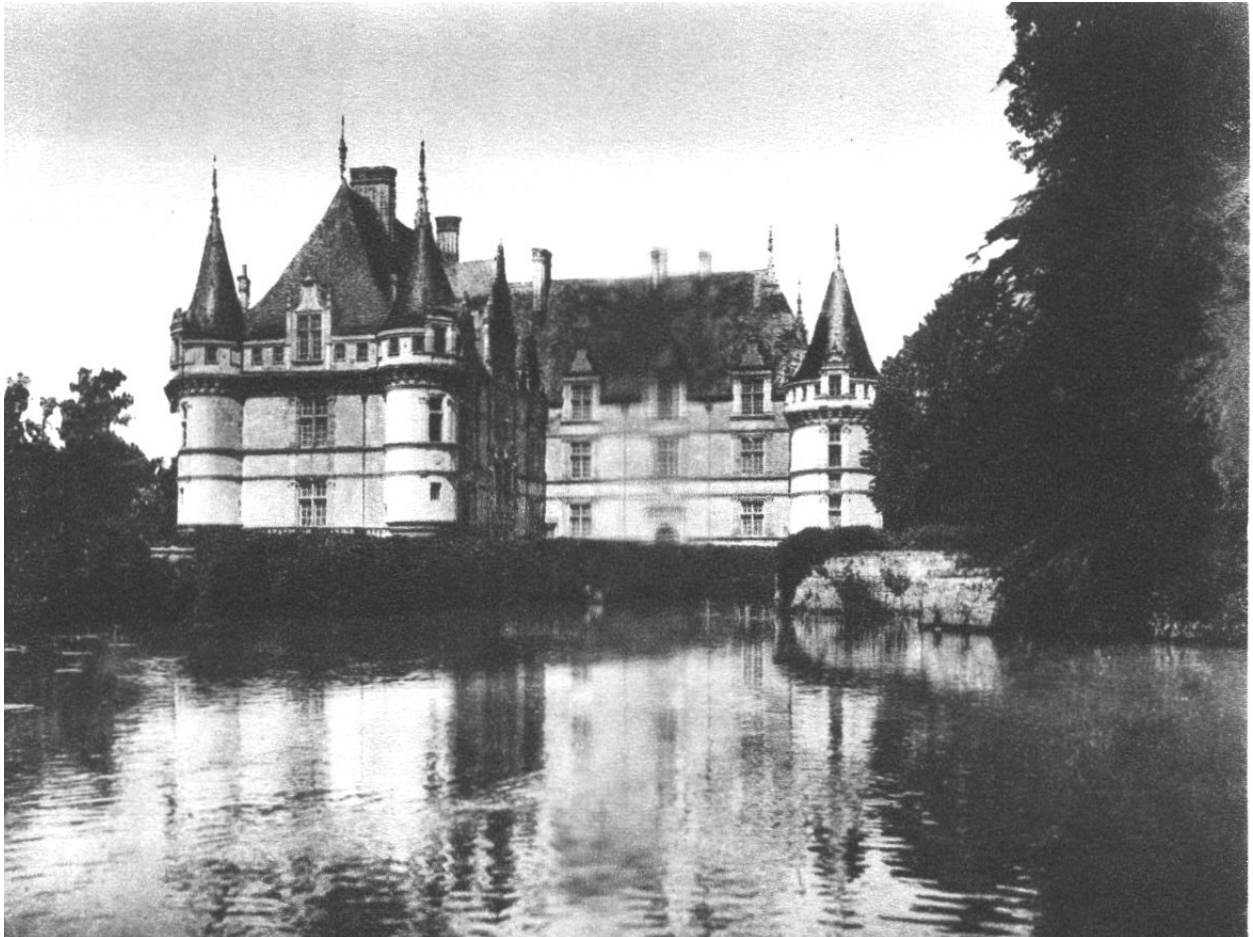
Schloss Chambord an der Loire (Photoglob-Wehrli-Vouga)



Burg Langeais (Phot. Lévy & Neurdein)



Schloss Angers



Wasserschloss Azay-le-Rideau (Phot. Lévy & Neurdein)



Wasserschloss zu Chenonceaux (Phot. Auclair-Melot)



„Arbalète“ und die Schafkoppel der Champagne